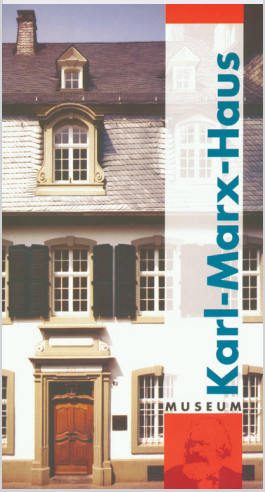
Beatrix Bouvier (Hrsg.)

Zur Sozial- und Kulturgeschichte des Fußballs

Gesprächskreis
Politik und Geschichte im Karl-Marx-Haus
Heft 8



FRIEDRICH EBERT STIFTUNG

Gesprächskreis Politik und Geschichte
im Karl-Marx-Haus

Heft 8

Beatrix Bouvier (Hrsg.)

Zur Sozial- und Kulturgeschichte des Fußballs

Friedrich-Ebert-Stiftung

ISSN 1860-8280
ISBN 10: 3-89892-572-2
ISBN 13: 978-389892-572-3

Herausgegeben von Beatrix Bouvier
Studienzentrum Karl-Marx-Haus der Friedrich-Ebert-Stiftung, Trier

Kostenloser Bezug im Studienzentrum Karl-Marx-Haus
der Friedrich-Ebert-Stiftung
Johannisstr. 28, 54290 Trier
(Tel. 0651-97068-0)
E-mail: elke.becker@fes.de

© 2006 by Friedrich-Ebert-Stiftung
Trier
Umschlag: Pellens Kommunikationsdesign GmbH, Bonn
Druckerei: Bonner Universitäts-Buchdruckerei
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2006

Inhalt

Beatrix Bouvier
Vorwort 4

Christian Koller
Von den englischen Eliteschule zum globalen Volkssport: Entstehung und Verbreitung des Fußballs bis zum Ersten Weltkrieg 14

Dietmar Hüser
Sport und Politik –
Die FIFA in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts 37

Nils Havemann
Fußball unterm Hakenkreuz 59

Thomas Schnitzler
Fußball und Rassenhygiene:
Der DFB-Gründungspräsident Ferdinand Hueppe 78

Thomas Raithel
Sport als Chiffre? Das „Wunder von Bern“ und die deutsche Gesellschaft der 1950er Jahre 120

Giselher Spitzer
Nationalmannschaft mit Maschinenpistole und Stahlhelm am antifaschistischen Schutzwall angetreten... Der DDR-Fußballsport zwischen Funktionalisierung, Identitätsbildung und Double Identity 149

Diethelm Blecking
Vom Polackenklub zu Türkiyem Spor – Migranten und Fußball im Ruhrgebiet 183

Vorbemerkung der Herausgeberin

Zur Sozial- und Kulturgeschichte des Fußballs

Fußball sei mehr als ein Spiel: So oder ähnlich war der Tenor zahlreicher Veröffentlichungen, die sich im Jahr der Weltmeisterschaft in Deutschland über die sportlichen Ereignisse hinaus mit dem Thema „Fußball", seiner Geschichte und seiner Bedeutung als kulturelles Phänomen beschäftigten. Nicht nur Bücher und eine kaum zu überschauende Publizistik haben sich des Themas angenommen, sondern auch universitäre Lehrveranstaltungen, wissenschaftliche Kolloquien und Veranstaltungen unterschiedlicher Art. So hat beispielsweise die Initiative der Friedrich-Ebert-Stiftung „Fans for Football" große Beachtung gefunden. Und mit sozial- und kulturgeschichtlichen Aspekten hat sich die Vortragsreihe im Trierer Studienzentrum Karl-Marx-Haus der Friedrich-Ebert-Stiftung beschäftigt, die hier dokumentiert wird.

Ausgangspunkt ist die Tatsache, dass Fußball der Sport ist, den sich – fast – die ganze Welt zu eigen machte. Untrennbar mit der Entwicklung zur Massengesellschaft verbunden, wurde er im 20. Jahrhundert Teil der Populärkultur. Die große und bedeutsame Ausnahme bilden die USA, die als Vorreiter der und führend in der Populärkultur beim Fußball eher eine Außenseiterrolle einnehmen.[1] Eine These dazu geht von verschiedenen Faktoren des „amerikanischen Sonderwegs", des „american exceptionalism" aus, bei dem Parallelen des gesellschaftlich begrenzt akzeptierten Soccer, wie es im amerikanischen Sprachgebrauch heißt, mit dem wenig vorhandenen Sozialismus aufgezeigt werden. Dieser amerikanischen Besonderheit ist Werner Sombart bereits zu Beginn

[1] Vgl. Andrej S. Marcovits, Steven L. Hellerman, Im Abseits. Fußball in der amerikanischen Sportkultur, Hamburg 2002.

des 20. Jahrhunderts nachgegangen.[2] In Distanzierung zum aristokratisch geprägten Europa noch des 19. Jahrhunderts wurde in den USA das bürgerliche Ideal des freien Individuums auf einem freien Markt propagiert bzw. die Vorstellung davon erzeugt. Im Hinblick auf den Sport, so die These von Marcovits/Hellerman, habe das kapitalistische Konzept vom freien Spiel der Kräfte die identitätsstabilisierende Umformung der aus England importierten Sportarten Rugby und Cricket in die dann als „typisch amerikanisch" geltenden Sportarten Football und Baseball gefördert. Als der Fußball gegen Ende des 19. Jahrhunderts von Großbritannien aus seinen Siegeszug um die Welt antrat und zum kulturellen und dann populärkulturellen Bestandteil vieler Völker wurde, war die amerikanische Sportkultur – nicht zuletzt in Abgrenzung von Europa – bereits von jenen zwei Sportarten geprägt, die als typisch amerikanisch den American Way of Life repräsentierten. Dies wiederum habe die Integration des Fußballs in die Populärkultur blockiert. Soccer blieb nicht zuletzt deshalb einerseits „Immigrantensport" und andererseits Elitesport, der anders als sonst auf der Welt nicht auf den Straßen gespielt wird, sich gleichwohl als Collegesport einiger Beliebtheit erfreut.

Wenn die Entwicklung des modernen Fußballs mit der Entwicklung zur Massengesellschaft verbunden ist, so gingen mit dieser Entwicklung zentrale Modernisierungsmerkmale einher: Industrialisierung, Verstädterung, öffentliche Erziehung auf der Basis eines gewandelten Körperverhältnisses und Teilnahme von Menschen am öffentlichen Leben. Zur modernen Gesellschaft – und dem modernen Sport – zählen zudem Disziplin, die das Leben und die Arbeit in der industrialisierten Umgebung erfordern, Trennung von Freizeit und Arbeit und organisierte Erholung für

[2] Werner Sombart, Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus?, Tübingen 1906.

die Massen. Hinzu kommen ein billiges und effektives öffentliches Transportsystem sowie schnelle und allgemein zugängliche Massenkommunikationsmittel. Sport als Teil des öffentlichen Lebens war wie die Gesellschaft im Prozess der Modernisierung wesentlich von zwei widerstreitenden gesellschaftlichen Kräften bestimmt: den Interessen des Bürgertums und denen der Industriearbeiterschaft. Schließlich ist ein Faktor zu nennen, der den organisierten Sport als kulturelles Phänomen beeinflusste, nämlich der Nationalismus als bedeutsames Charakteristikum der Moderne. Fußball eignet sich dazu, Stereotype zu bestätigen, sowohl in Bezug auf das Selbst- als auch das Fremdbild. Für manche kann die Sicht auf die Welt stark vom Fußball geprägt werden.

Die Geschichte des Fußballs ist nicht allein die Geschichte eines kulturellen Phänomens. Sie ist und bleibt auch eine Geschichte sozialer Ein- und Ausgrenzung, eine des Kampfes von Unterprivilegierten für materielle Lebenschancen und nicht zuletzt eine der Profitmaximierung. Denn dass der einstmalige Elitesport zum Massensport werden konnte, hat auch mit harten ökonomischen Fakten, insbesondere mit früher Kommerzialisierung und Professionalisierung des Spiels zu tun. Sie erst ermöglichten es den Angehörigen der unteren Schichten, an der sportlichen Spitze mitzumischen.

Christian Koller (Zürich) beschrieb in seinem Vortrag die Entwicklung des Fußballs vom Spiel der englischen Eliteschulen hin zum globalen Volkssport und seiner Verbreitung bis zum Ersten Weltkrieg.[3] Die Anfänge des Fußballs reichen freilich weiter zurück als die seiner modernen Variante. Frühe Vorformen finden sich in vielen Kulturen der Welt, so auch in Europa, im Mittelal-

[3] Christian Koller, Fabian Brämdle, Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs, Zürich 2002.

ter etwa in Italien und England. Dieser wilde Volksfußball wurde in England – wohl wegen seiner Exzesse – mehrfach verboten und verschwand, um zu Beginn des 19. Jahrhunderts wiederaufzuleben und zwar an den Eliteschulen. Die Lösung von Disziplinproblemen und die Vermittlung neuer Werte für die Kinder der aufstrebenden Mittelschichten ließen sich durch den Fußball erreichen. Ehemalige Schüler gründeten Klubs, und Spielregeln für das „Gentlemen-Spiel" entstanden. Damit einher ging bald die Förderung des Sports auch als „sinnvoll" genutzte Freizeit. Mit der Popularisierung verbunden waren Ansätze zur Professionalisierung und gleichzeitig Kommerzialisierung. Dies bedeutete zugleich eine Abwendung der Oberschichten vom Fußball, der dann unter den Arbeitern Großbritanniens schnell Verbreitung fand. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatten sie einen Lebensstandard erreicht, der ihnen den Sport ermöglichte: einen freien Samstagnachmittag, Mittel für die Ausrüstung, für Eintrittskarten und die Anfahrt. Mit der Zunahme an Aktiven und Zuschauern entstand ein Markt, der wiederum die Ausbreitung des Fußballs beschleunigte. Seine rasche Verbreitung als „English Way of Life" zuerst in industriell weit entwickelten Staaten des Kontinents, dann in Südamerika, war eine Art direkten und indirekten Kulturtransfers über englische Kaufleute, Lehrer oder Angestellte von englischen Firmen. Im wilhelminischen Deutschland hatte es der Fußball mit seinem deutlichen Wettbewerbscharakter gegen das favorisierte und vorwiegend gemeinschaftsorientierte Turnen zunächst schwer. Doch als Fußball schließlich am Vorabend des Ersten Weltkrieges in die Ausbildungspläne der Armee aufgenommen wurde, war dies ein wichtiger Anstoß für seinen kometenhaften Aufstieg in der Zwischenkriegszeit.

Dietmar Hüser (Kassel) beschäftigte sich mit der FIFA in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, was das Verhältnis von Sport und Politik in politisch bewegten Jahrzehnten einschloss. 1904

hatten einige Vertreter kontinentaleuropäischer Verbände die „Fédération Internationale de Football Association“ (FIFA) gegründet. Sie sprachen sich in den Statuten gegenseitig das Fußballmonopol zu, insbesondere im Hinblick auf die Festlegung von internationalen Spielen. Nur sie sollte befugt sein, internationale Meisterschaften auszurichten, was zur Grundlage der späteren Weltmeisterschaft wurde.

Die Anfänge der FIFA waren gekennzeichnet von Krisen und Konflikten, u. a. um die auch die Politik kennzeichnende Nationalitätenfrage, die Kolonien und um den Profi-Fußball. Mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges waren Bemühungen um internationale Verständigung gescheitert, und trotz des Gebotes der politischen Neutralität waren die Bemühungen darum nach Kriegsende schwierig. An die Forderung, Spiele gegen die ehemaligen Kriegsgegner Deutschland, Österreich und Ungarn zu verbieten, hielten sich jedoch beispielsweise nur die britischen Verbände, die sich für Jahre aus der FIFA zurückzogen. Parallel zu den Konflikten und den politischen Implikationen der Zwischenkriegszeit nahmen die Fußballbegegnungen und das Zuschauerinteresse zu. Die erste Weltmeisterschaft 1930 in Uruguay, an der nur wenige Verbände aus Europa teilnahmen, löste in ganz Südamerika große Begeisterung aus. Bei den nachfolgenden Spielen in Europa (1934, 1938) traten die politischen Spannungen deutlich zutage. Die politischen Probleme nahmen während des Zweiten Weltkrieges naturgemäß zu, bis die FIFA, die sich mit ihrem Sitz in der Schweiz politisch zurückhielt, schließlich praktisch lahmgelegt war. Während des Krieges in Europa nahm die Popularität des Fußballsports in Lateinamerika ungemein zu, sodass es nach Kriegsende fast zu einer Spaltung der FIFA kam. Die politischen Konflikte und Probleme nach dem Zweiten Weltkrieg begleiteten auch den Weltfußball nach 1945: Kalter Krieg, Entkolonialisierung. Die FIFA entwickelte sich nach und nach zu

einem weltweit operierenden Unternehmen mit Marketing und Merchandising. Ihre Einflussmöglichkeiten wuchsen beträchtlich.

Nils Havemanns (Mainz) Vortrag hatte mit „Fußball unterm Hakenkreuz“ den gleichen Titel wie seine kurz zuvor erschiene und viel beachtete, aber auch wegen der deutlich betriebswirtschaftlich-organisatorischen Argumentation kritisierten Auftragsstudie über den DFB.[4] Seine Grundthese besagt, dass der DFB von der nationalsozialistischen Machtübernahme profitierte, denn er wurde gestärkt durch die Ausschaltung von Konkurrenz und missliebigen Gegnern. Antisemitismus und Rassenhass waren nicht zu leugnen, werden allerdings wie folgt gedeutet: Wie in der Gesellschaft insgesamt habe im Fußball machtpolitischer Pragmatismus das Verhalten des DFB gegenüber den Juden bestimmt. In zahlreichen Vereinen, die sich für die Einführung des Profifußballs einsetzten, hätten Juden als Vorsitzende oder Sponsoren ein starkes Gewicht gehabt. Die Gelegenheit sei günstig gewesen, die als bedrohlich empfundene Berufsspielerbewegung durch die Verdrängung der Juden aus führenden Positionen in Vereinen und Verbänden auszuschalten. Eine rassisch-ideologisch begründete und mit Vernichtungswillen einhergehende Handlungsweise wollte er nicht sehen, eher eine machtpolitisch-ökonomische Vorgehensweise. Diese Grundannahme blieb in der Diskussion nicht unwidersprochen, wobei es vornehmlich und exemplarisch um Felix Linnemann ging, den DFB-Chef von 1925 bis 1945, der als Leiter der Kripostelle Hannover und SS-Obersturmbannführer die Verbringung von Sinti und Roma in KZs mit vorbereitet hatte.

Fußball als Spiegelbild der Gesellschaft im Dritten Reich ist die eine Seite, die in der Vortragsreihe thematisiert wurde. Anhand

[4] Nils Havemann, Fußball unterm Hakenkreuz. Der DFB zwischen Sport, Politik und Kommerz, Frankfurt am Main 2005.

des Lebenslaufs und Werdegangs einer Person, des ersten DFB-Präsidenten (1900-1904) Ferdinand Hueppe (1852-1938), zeichnete *Thomas Schnitzler* (Trier) nach, in welcher Weise Sozialdarwinismus und Rassehygiene des ausgehenden 19. Jahrhunderts Wegbereiter auch für das Dritte Reich waren. Mit der gegenüber anderen Darstellungen revidierten Biographie des DFB-Gründers und Hygienewissenschaftlers sollte auch ein Anstoß geliefert werden, die biologistischen Intentionen sportmedizinischen Wirkens der Nachfolgegeneration Hueppes kritisch zu beleuchten. Das berührte nicht zuletzt Fragen der Sportmedizin, die Dopingproblematik des Hochleistungssports eingeschlossen. Dass die Geburtsstadt Hueppes, Neuwied, die Benennung eines Stadions nach ihm zurückzog, ist ein Ergebnis der Debatte um Hueppe, wie in der Diskussion angemerkt wurde.

Der Fußballweltmeisterschaft von 1954, dem „Wunder von Bern" und der deutschen Gesellschaft der 1950er Jahre, war der Vortrag von *Thomas Raithel* (München) gewidmet. Der Sieg der deutschen bzw. westdeutschen Mannschaft in der Schweiz ist in vieler Hinsicht zum Mythos geworden. Doch er ist nicht nur erinnerungswürdig, sondern lädt auch zur Reflexion ein. Skizziert wurde zunächst nicht nur die Entwicklung des Fußballsports im Nachkriegsdeutschland, vielmehr wurde diese interpretiert als eine Art Kulturkampf zwischen Turnen und Sport, bei dem der Sport mit seinen Elementen des Wettbewerbs und seinem vermeintlichen Materialismus für „Verwestlichung" stand. Mit Blick auf die Reaktionen in der deutschen Gesellschaft wurde auch das vielzitierte „Wir sind wieder wer" angesprochen. Dem wurde entgegengestellt, dass die Intensität der Reaktionen etwas mit der Identifikation zu tun habe. Auf der nationalen Ebene sei diese noch eher bescheiden gewesen, sehr viel stärker waren die regionale und lokale Identifikation. Besonders erwähnt wurde auch die durch deutschnationale Töne entgleiste Rede des DFB-Vor-

sitzenden Peco Bauwens, wobei die Reaktionen darauf charakteristischer waren als die Rede selbst. Denn sie fand in der deutschen Presse fast einhellige Ablehnung.

Betont wurde, dass es eine Identifikation der „kleinen Leute“ mit dem Weltmeister war: Werte – Arbeitsethik, Mythisierung der Gemeinschaft, patriarchalische Führung – und „Menschen wie Du und ich“ habe man lebensweltlich gleichgesetzt und auch das eigene Spiegelbild gefeiert. Der Topos des Wunders sei zeitgenössisch nicht so verbreitet gewesen, wie man annehme. Er sei vielmehr ein Konstrukt der jüngsten Vergangenheit. Langfristig gesehen sei in dem Sieg von Bern der Sieg des modernen Sports zu sehen, der in das Zentrum der Gesellschaft vordringen konnte. Darin sei ein nicht unwesentlicher Schritt in Richtung Verwestlichung der Bundesrepublik zu sehen.

Mit der Sonderentwicklung des Fußballs im DDR-Sport beschäftigte sich der Vortrag von *Giselher Spitzer* (Potsdam). Ausgangspunkt war die Überlegung, dass sich der DDR-Hochleistungssport – etwa die Leichtathletik oder das Leistungsschwimmen – international sehr leistungsstark zeigte, der Fußballsport durchgängig schwach. Dessen relatives Eigenleben widerspräche häufig dem Überlieferten und zeige eine eigene Welt im „Realsozialismus“. Geschildert wurde die Entwicklung einer „Szene“, die sich in einem recht eigentümlichen Spannungsverhältnis zwischen individueller Gewinnmaximierung und „deklamatorisch egalitärer Einpassung“ eingerichtet hatte. Die politische Instrumentalisierung des Fußballs liegt wie bei anderen Sportarten auf der Hand. Der daraus resultierende „nationale Auftrag“ hatte frühe Konsequenzen: Professionalisierung, d. h. Freistellung und lebenslange Beschäftigung, Handprämien und Privilegierung, auch der Familien. Und Anpassung wurde zum Hauptmerkmal. Wichtig – nach den Ausführungen des Referenten – war, dass der perfekt manipulierte Fußball aus dem „außenpolitischen Auftrag“

des sonstigen Sports herausgelöst war. Er war nicht auf internationales Niveau hin ausgerichtet, auch nicht auf den innerdeutschen Sport hin, sondern auf die wöchentlichen Schauen hin. Die politische Instrumentalisierung, die Vorgaben und Manipulationen, Doping eingeschlossen, verhinderten bis zum Schluss notwendige Veränderungen. Gleichwohl gab es im letzten Jahrzehnt der DDR Druck in diese Richtung. Fans und – vorsichtig – auch Journalisten verlangten nach Prinzipien des Sports. Unzählige Protestbriefe nach offensichtlich „verschobenen" Spielen sind ebenso ein Indiz dafür wie rückläufige Zuschauerzahlen. Doch darüber konnte nicht berichtet werden.

Mit dem thematischen Zusammenhang von Migranten und Fußball, freilich nicht begrenzt auf das Ruhrgebiet, wie der Vortragstitel lautete, befasste sich der engagierte Vortrag von *Diethelm Blecking* (Freiburg). Einleitend zum Thema erinnerte der Referent an den jüdischen Nationalspieler Julius Hirsch, der 1943 nach Auschwitz deportiert und wie unzählige andere Juden dort ermordet wurde. Auch wenn es heute einen „Julius-Hirsch-Preis" gebe, sei auch heute der Sport ethnischer Minderheiten fast ohne öffentliche Wahrnehmung. Thematisiert wurde die ethnische Vielfalt des Fußballs bzw. des Sports schon im Kaiserreich und dann in der Weimarer Republik und die Tatsache, dass der Fußball quasi als „Migrant" nach Deutschland gekommen sei. Schwerpunkt war die ethnische Vielfalt im (Fußball)-Sport der Weimarer Republik, was exemplarisch am Beispiel der jüdischen Sportbewegung und der Polen im Ruhrgebiet aufgezeigt wurde. Die Nationalsozialisten versuchten dann, aus den Erfolgen Schalckes und dem Ruhm seiner Starspieler politisches Kapital zu schlagen. Gleichwohl wurden die polnischen Vereine verfolgt. Insgesamt machte der Nationalsozialismus dem ethnischen Sport in Deutschland und der bunten Palette des Weimarer Sports, die Vereine der Arbeiterbewegung und religiöse Klubs eingeschlos-

sen, ein gewaltsames Ende. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde diese Geschichte verdrängt. Die heutige gesellschaftliche Realität mit millionenfacher Zuwanderung und der Existenz etwa von türkischen Fußballvereinen zeige, dass und welche Bedeutung ethnische Klubs etwa im Prozess der Identitätsfindung und sozialen Einbindung haben. Dies wird weniger oder gar nicht wahrgenommen, im Vordergrund der Aufmerksamkeit steht heute die Sonderrolle der „Edelmigranten", jene teuren ausländischen Profifußballer. Doch auch ihr Beispiel, das zur Professionalisierung des Spiels gehört, zeigt, dass immer mehr mitspielen können, die am Anfang nicht dazu gehörten.

Der Vortragscharakter der meisten Beiträge wurde beibehalten. Sie wurden teilweise behutsam ergänzt und mit Anmerkungen versehen, die auf die einschlägige und weiterführende Literatur verweisen.

Trier, im Oktober 2006

Prof. Dr. Beatrix Bouvier
Leiterin des Museums/Studienzentrums
Karl-Marx-Haus der Friedrich-Ebert-Stiftung

Christian Koller

Von den englischen Eliteschulen zum globalen Volkssport: Entstehung und Verbreitung des Fußballs bis zum Ersten Weltkrieg

Der moderne Fußball ist ein Kind des 19. Jahrhunderts. Seine Entstehung ist eng verknüpft mit verschiedenen sozial- und kulturhistorischen Prozessen, die im Zeitalter der Industrialisierung zunächst Grossbritannien erfassten, um sich dann mit einer gewissen zeitlichen Verschiebung in West- und Mitteleuropa zu wiederholen. Dieselbe zeitliche Verschiebung lässt sich auch für verschiedene Etappen in der Entwicklung des modernen Fußballs beobachten.

Ich werde im Folgenden zunächst auf die Ursprünge des Fußballs und seine Entwicklung bis zur Reglementierung im Jahre 1863 eingehen. Sodann werde ich auf die Popularisierung des Fußballs in Großbritannien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu sprechen kommen. Anschließend untersuche ich den Kulturtransfer von den britischen Inseln auf den europäischen Kontinent und nach Übersee, um in einem letzten Abschnitt auf die Entwicklung in Deutschland bis zum Ersten Weltkrieg zu sprechen zu kommen.[5]

Ursprünge

An der Wiege des modernen Fußballs steht der alte, wilde Volksfussball, der sich auf den britischen Inseln seit dem Hochmittelalter nachweisen lässt.[6] Er kannte keine kodifizierten Regeln, keine Be-

[5] Ausführlich zu diesen Vorgängen: Brändle, Fabian und Christian Koller, Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fussballs, Zürich 2002.

[6] Vgl. Dunning, Eric: „Volksfußball“ und Fußballsport, in: Hopf, Wilhelm (Hrsg.), Fußball: Soziologie und Sozialgeschichte einer populären Sportart,

grenzung des Spielfeldes, der Anzahl der Spieler und der Spieldauer. Spielfelder waren zum Teil ganze Städte mit den Stadttoren als „Goals“ oder die Felder, Wiesen und Wälder zwischen zwei Dörfern. Häufig standen sich zu diesen Spielen ganze Dörfer, Stadtquartiere oder Pfarreibezirke gegenüber, die in dieser Weise ihre nachbarschaftlichen Rivalitäten ausleben konnten. Ausgeübt wurde das Spiel in der Regel von den Männern der unteren Schichten, Bauern und Handwerksgesellen. Oft wurde an Festtagen gespielt. Aufgrund des rauhen Charakters des Spiels kam es immer wieder zu schweren Verletzungen, vereinzelt auch zu Todesfällen. Bereits 1314 wurde der „football“ von König Edward II. zum ersten Mal verboten. Der Umstand, dass bis ins 17. Jahrhundert hinein alle paar Jahre ein neues Verbot erlassen wurde, zeigt jedoch, dass sich der Volksfußball bis zum Beginn der Moderne nicht unterdrücken ließ. Zur Mitte des 19. Jahrhunderts existierten diese Spiele kaum noch; lediglich in einigen Reservaten konnten sie sich halten.[7] Der in mehreren Schüben vonstatten gegangene Prozess der „enclosures“, der Einhegungen von Brachland und Allmenden,[8] die Industrialisierung und Verstädterung sowie die behördlichen Repressionen hatten den Volksfußball zum Verschwinden gebracht. Hingegen hatte er in die elitären „Public Schools“ Eingang gefunden und sich dort zum modernen Sport gewandelt.

Das Spiel der Eliten

Wesentliche Voraussetzung für die Entstehung des modernen Sports war ein gewandeltes Verhältnis des Menschen zu seinem

Bensheim 1979, S. 12-18.

[7] Vgl. Porter, Lindsey: Shrovetide Football and the Ashbourne Game, Ashbourne 2002.

[8] Diesen Faktor betont Eisenberg, Christiane: „English sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800-1939, Paderborn etc. 1999, S. 39.

Körper.[9] Die viktorianische Gesellschaft war geprägt von einer starken Beschäftigung mit der Problematik physischer und psychischer Gesundheit. Das rasche Anwachsen großer Industriestädte rief Ängste vor Schmutz und Seuchen hervor und liess die Hygiene zu einem wichtigen Thema werden. Gemäß der klassischen Devise „mens sana in corpore sano“ setzte sich in den gebildeten Schichten auch zunehmend die Überzeugung durch, psychische Erkrankungen hätten ihre Ursachen in körperlichen Defekten. Dementsprechend waren die Angehörigen dieser Eliten bestrebt, ihren Körper durch entsprechende Betätigung gesund zu halten.

Gleichzeitig setzte sich auch ein neues Konzept von Männlichkeit durch. Ein „rechter“ Mann hatte vernünftig, gesund und charakterfest zu sein. Er musste sich, seine Gefühle und seinen Körper jederzeit unter Kontrolle haben. Diese Eckpfeiler männlicher Identität unterschieden die Angehörigen der bürgerlichen und aristokratischen Eliten in ihrer Selbstwahrnehmung sowohl von den als kränklich und gefühlsbestimmt betrachteten Frauen als auch von den Angehörigen der Unterschichten, den Homosexuellen, den Männern der kolonisierten Gesellschaften und den Juden, die man allesamt als emotional, moralisch zweifelhaft und in physischer Hinsicht entweder als kränklich oder durch einen übermäßigen Sexualtrieb bestimmt ansah. Dementsprechend suchte man in den Eliteinternaten sowohl den Charakter als auch den Körper der Zöglinge auszubilden. Für beide Ziele schien der Sport das geeignete Mittel zu sein.

Die „Public Schools“ waren ursprünglich als private Stiftungen eingerichtet worden, um begabten Kindern aus dem Bürgertum

[9] Für eine Gesamtdarstellung der Körpergeschichte des „langen 19. Jahrhunderts“ vgl. Sarasin, Philipp: Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914, Frankfurt/M 2001.

eine gute Schulbildung zu ermöglichen. Seit dem 18. Jahrhundert wurden sie jedoch vor allem von Sprösslingen aus dem Adel frequentiert; um 1780 waren sie nurmehr reine Oberschichtsinstitutionen. Dies hatte zur Folge, dass das Autoritätsverhältnis zwischen Lehrkörper und Schülerschaft stark erschüttert wurde. Parallel zur Lehrer-Schüler-Hierarchie und diese nicht selten konterkarierend etablierte sich eine Art Schülerselbstverwaltung, die auf der Herrschaft der älteren und stärkeren über die jüngeren und schwächeren Schüler beruhte und vor allem mit dem Prügel durchgesetzt wurde. Die Einführung des Fussballspiels in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfolgte durch die herrschenden Schüler oftmals gegen den Willen der Lehrer und diente nicht zuletzt der Ermittlung und Festigung der Hackordnung innerhalb der Schülerschaft.[10]

Vor diesem Hintergrund kam es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den „Public Schools“ zu einer Reihe von Reformen, welche die Autorität der Lehrerschaft stärkten.[11] Den Anfang machte unter der Leitung von Thomas Arnold in den Jahren 1828 bis 1842 die Schule von Rugby, die einen vergleichsweise geringen Anteil von Schülern aus der Aristokratie aufwies. In diesem Zusammenhang änderte auch das Fußballspiel seine Funktion, wurde von einer Manifestation der Unabhängigkeit der herrschenden Schüler zu einem Instrument sozialer Kontrolle und Disziplinierung durch die Lehrer und zu einem Mittel der Charakterbildung. In einer ganzen Reihe von Schulen wurden nun

[10] Dunning, Eric: The Development of Modern Football, in: ders. (Hrsg.): The Sociology of Sport: A Selection of Readings, London 21976, S. 133-151, hier: S. 136.

[11] Vgl. Bamford, T. W.: Public Schools and Social Class, 1801-1850, in: British Journal of Sociology 12 (1961), S. 224-235; Dunning, Eric und Kenneth Sheard: Barbarians, Gentlemen and Players. A Sociological Study of the Development of Rugby Football, Oxford 1979, S. 65-78.

die Regeln des Spiels schriftlich festgelegt. Auch hier machte Rugby 1846 den Anfang. 1848 folgten die davon stark abweichenden Regeln von Cambridge, 1849 zog Eton nach, das das Fußballspiel bereits seit 1747 kannte. Ziel der Förderung des Fußballs durch die Schulleitungen war es zunächst, namentlich die älteren Schüler zu mehr Verantwortungsbewusstsein zu erziehen, indem man ihnen die Organisation von Spielen übertrug, die nach genauen Regeln zu verlaufen hatten und ein hohes Mass an Disziplin verlangten. Vor allem wurde das Spiel aber als ein Mittel betrachtet, die Schüler im Sinne des viktorianischen Männlichkeitskonzepts zu formen.

Die in den 1840er Jahren festgelegten Regelsysteme hatten allesamt zum Ziel, die Gewalttätigkeit des Spiels einzuschränken. Da jede Schule über eigene Regeln verfügte, waren Vergleiche zunächst kaum möglich. Der wichtigste Unterschied bestand zwischen Regeln, die wie diejenigen von Rugby das Handspiel erlaubten, und solchen, die wie diejenigen von Eton und Cambridge ein reines „kicking game“ vorschrieben. Insbesondere ehemalige Schüler und Studenten, die weiterhin dem an den „Public Schools“ erlernten Sport frönen wollten, bekamen dieses Problem zu spüren. Der 1857 gegründete Sheffield FC orientierte sich an den Regeln von Harrow, der 1858 ins Leben gerufene Blackheath Club übernahm dagegen diejenigen von Rugby. Ansonsten spielten viele der frühen Fußballklubs nach dem Regelwerk von Cambridge.

Diese ersten Fußballklubs waren durch und durch elitäre Vereinigungen. Die Mitgliedschaft bedeutete für die Angehörigen der Ober- und Mittelschichten in der Regel eine Erweiterung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Beziehungsnetzes. Nicht nur konnte man im eigenen Verein Kontakte knüpfen, auch Spiele gegen andere Clubs, die in der Regel von einem gesellschaftlichen Anlass begleitet waren, wurden gerne zu diesem Zweck

genutzt. Allerdings mussten sich die „school boys“ in Regionen, in denen nur wenige Absolventen von „Public Schools“ residierten, um Mitspieler bemühen, und sie nahmen zum Teil auch Männer aus unteren Gesellschaftsschichten in ihre Vereine auf.

Am 26. Oktober 1863 gründeten die Vertreter von elf Londoner Vereinen die „Football Association“ (F. A.). Daraufhin wurde auf mehreren Versammlungen versucht, einen Konsens über ein einheitliches Regelwerk herbeizuführen. Als ein stark von Harrow und Cambridge beeinflusstes Regelwerk beschlossen wurde, welches das Handspiel auf ein Minimum beschränkte, verließen die an Rugby orientierten Vereine unter Protest die Versammlung, gründeten allerdings erst acht Jahre später ihren eigenen Verband, die „Rugby Football Union“.[12] Mit dem Auszug der Vertreter des „handling game“ aus der F. A. war die Trennung in zwei verschiedene Disziplinen, den „Association Football“ (oder kurz „Soccer“) und den „Rugby Union Football“ besiegelt.

Popularisierung und Professionalisierung in Grossbritannien

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurde Fußball in Großbritannien von einer Angelegenheit der „Gentlemen Amateur“ zum „people‘s game“. Verschiedene Faktoren begünstigten den Siegeszug des Fußballs:[13]

Die Industrialisierung schuf eine Trennung zwischen Arbeit und Vergnügen, „work“ und „leisure“. Die Fabrikarbeiter hatten zunehmend arbeitsfreie Zeit sowie eine gewisse Summe Geld zur Verfügung, sie erkämpften sich den Samstagnachmittag als Zeit der Muße. Dass sich im vielfältigen Freizeitangebot gerade der

[12] Vgl. dazu Dunning, Barbarians, S. 100-129.
[13] Vgl. Schulze-Marmeling, Dietrich: Fußball. Zur Geschichte eines globalen Sports, Göttingen 2000, S. 30-43.

Fußball zum populärsten Vergnügen entwickelte, erklärt der Fußballhistoriker Dietrich Schulze-Marmeling mit dessen Affinität zur Industriearbeit. Physische Kraft und zäher Einsatz, Kondition und Robustheit waren sowohl im Bergwerkstollen wie auch auf dem Rasen gefragt. Zur maskulinen „englischen Härte" gesellten sich auch Eigenschaften wie Intelligenz und List, mit denen man sowohl die gegnerische Verteidigung als auch den argwöhnischen Vorarbeiter oder den verhassten Akkordkontrolleur austricksen konnte. Darüber hinaus war der Fußball eine billige Sportart, die nur eine bescheidene Infrastruktur benötigte, so dass sie sich auch zum Spiel in Hinterhöfen und auf Straßen eignete.

Philanthropische und paternalistische Unternehmer sowie die verschiedenen Konfessionen und Denominationen förderten tatkräftig die Gründung von Vereinen. Die Arbeiter sollten ihre Freizeit sinnvoll nützen, nicht auf den Straßen herumlungern und sich mit billigem Schnaps betrinken. Intendiert war die Disziplinierung einer mehr und mehr als bedrohlich wahrgenommenen Unterschichtenkultur. Die Förderung durch die Eliten widerspricht der Vorstellung von Fußball als einem zentralen Bestandteil einer autochthonen „working class culture". Das Angebot von „oben" wurde indessen „unten" gerne aufgenommen und entwickelte im Laufe der Zeit eine Eigendynamik, die nur noch schwer zu steuern war.

Der Popularisierung auf den Fuß folgte die Professionalisierung. Die Wiege des Berufsfußballs stand in Lancashire.[14] Hier war die Zahl der Fußballvereine in den 1870er Jahren rapide angestiegen, und die Bemühungen, mit Eintritten Geld zu verdienen, führten in

[14] Vgl. Lewis, Robert W.: The Genesis of Professional Football. Bolton – Blackburn – Darwen, the Centre of Innovation, 1878-85, in: International Journal of the History of Sport 14 (1997). S. 21-54; Tischler, Steven: Footballers and Businessmen. The Origins of Professional Soccer in England, New York-London 1981.

den frühen 1880er Jahren zum zunächst verdeckten Profitum. Schon bald bemerkte die „Football Association“, dass zahlreiche schottische Spieler in Lancashire keinen plausiblen Grund für ihren Aufenthalt nachweisen konnten, als hier Fußball zu spielen. Daraufhin erließ die F. A. im Jahre 1882 ein formelles Verbot des Profitums. In der Folge häuften sich die Klagen unterlegener Vereine, ihre Gegner hätten Professionals eingesetzt. 1884 wurden die Teams von Preston North End, Burnley und Great Lever wegen Verstoßes gegen das Berufsspielerverbot im F. A. Cup disqualifiziert und für ein Jahr aus dem Wettbewerb ausgeschlossen.

Nun begann der Kampf zwischen London und Lancashire, zwischen dem Süden und dem Norden, zwischen den Amateuren und den Professionals um die Vorherrschaft im Fußball. Die restriktive Politik der F. A. hatte zur Folge, dass auf einer Versammlung in Blackburn 31 Vereine drohten, aus dem Verband auszutreten und eine eigene Organisation zu gründen. Unter dem Druck dieser Drohung wurde das Verbot des Professionalismus 1885 aufgehoben. Allerdings ist unübersehbar, dass die F. A. damit vor allem beabsichtigte, den Professionalisierungsprozess unter ihre Kontrolle zu bekommen. Zugleich mit der Legalisierung beschloss sie 1885 eine Gehaltsobergrenze für Profis. 1893 wurde der Berufsfußball durch die Einführung eines Transfer- und Ablösesystems weiter reguliert.

Das Aufkommen des Profitums führte zu einer Verschiebung der Kräfteverhältnisse im F. A. Cup, der seit seiner Gründung im Jahre 1871 von den Oberschichtsvereinen des Südens dominiert worden war. 1882 zog mit den Blackburn Rovers erstmals ein Verein aus dem Norden ins Endspiel ein, im Jahr darauf fügten die Blackburn Olympics im Finale den Old Etonians eine historische Niederlage bei und holten den F. A. Cup erstmals in den Norden. Das siegreiche Team bestand aus vier Textilarbeitern, drei Metallarbeitern, einem Angestellten, einem Klempnermei-

ster, einem Schankwirt und einem Zahnarzt. Von da an verschwanden die Amateurvereine aus dem Süden fast gänzlich von der Bildfläche. Viele Universitäts- und Public School-Mannschaften wandten sich vom Fußballspiel ab und betrieben nun andere Sportarten, bei denen die Gentlemen unter ihresgleichen blieben, so etwa Rugby oder Individualsportarten.

Mit der 1888 gegründeten „Football League" (F. L.) erhielt der Berufsfußball eine eigene Organisation, die in der Folge stets in einem Spannungsverhältnis zur F. A. stehen sollte.[15] Während in der F. A. die dem Professionalismus nach wie vor sehr kritisch gegenüberstehenden Vertreter des „old status", der Oberschicht aus dem Süden, dominierten, wurde die F. L. vom „new money", dem aufstrebenden Mittelstand aus Nordengland und den Midlands, kontrolliert. Erst 1891 bekannte sich mit Arsenal London der erste südenglische Verein zum Professionalismus. Noch 1914 stammten von den 40 Vereinen der F. L. lediglich sechs aus dem Süden. Die Zuschauerzahlen stiegen kontinuierlich an. Hatten in der ersten Saison der F. L. noch durchschnittlich 4.600 Zuschauer den Spielen beigewohnt, so waren es 1895/96 schon 7.900, 1908/09 15.800 und 1913/14 23.100.[16]

Bis zur Jahrhundertwende waren die Spieler der „Football League", die bereits 1892 eine „Second Division" einführen konnte, und der 1890 gegründeten „Scottish Football League" in der Regel Teilzeitprofis, dann wurde das Vollprofitum zum Normalfall. Das Salär entsprach zunächst noch demjenigen eines Vorarbeiters oder eines gefragteren Facharbeiters. Unter den Berufsfußballern waren

[15] Vgl. Tomlinson, Alan: North and South: The Rivalry of the Football League und the Football Association, in: ders.: The Game's Up. Essays in the Cultural Analysis of Sport, Leisure and Popular Culture, Aldershot etc. 1999, S. 149-178.

[16] Vamplew, Vray: Pay up and play the game. Professional Sport in Britain 1875-1914, Cambridge 1988, S. 63.

Angehörige vom Aussterben bedrohter Handwerksberufe sowie vor allem Bergarbeiter besonders stark vertreten. Für letztere war der Berufsfußball nicht nur in finanzieller Hinsicht eine reizvolle Alternative zu ihrem angestammten Beruf, sondern nicht zuletzt auch eine der wenigen Möglichkeiten, der als besonders schwer und gefährlich geltenden Arbeit unter Tage zu entfliehen.

Formen des Kulturtransfers

Der Fußball verdankt seine heute beinahe globale Verbreitung wesentlich dem Umstand, dass er im „Fin de Siècle“ in den Augen der industriellen Eliten in aller Welt den bewunderten „English Way of Life“ repräsentierte. Mit seinen universellen Regeln und seinem offenen Wettbewerb verkörperte er für die aufstrebende technisch–merkantile Jugend auf dem Kontinent eine Modernität, die sich an den Prinzipien des Freihandels, des Kosmopolitismus und des Wettbewerbs orientierte. Es vermag deshalb kaum zu erstaunen, dass der Fußball auf dem Kontinent zuerst in den industriell am weitesten fortgeschrittenen Staaten Fuß fassen konnte. Wie Pierre Lanfranchi gezeigt hat, waren es die drei kontinentalen Staaten mit dem höchsten Bruttosozialprodukt pro Kopf, in denen sich der Fußball am raschesten verbreitete, nämlich die Schweiz, wo in elitären Internaten schon zur Mitte des 19. Jahrhunderts Fußball gespielt wurde, Dänemark, wo 1889 der erste nationale Fußballverband auf dem Kontinent entstand, und Belgien.[17]

Die Gründer der ersten kontinentalen Fußballvereine waren in der Regel Briten. Der älteste Verein auf dem Kontinent, der 1872 gegründete Le Havre Athletic Club, wurde von englischen Angestellten von Textil- und Waffenfabriken aus der Taufe gehoben.

[17] Lanfranchi, Pierre: Football et modernité. La Suisse et la pénétration du football sur le continent, in: Traverse 5 (1998). S. 76-88, hier: S. 84.

Erster Präsident war ein englischer Geistlicher.[18] Le Havre spielte zunächst Fußball nach beiden Regelwerken. Als 1882 an einer Vereinsversammlung darüber abgestimmt wurde, ob man künftig die Regeln der F. A., diejenigen der Rugby Union oder eine Mischung aus beiden befolgen sollte, entschied sich eine knappe Mehrheit gegen die Regeln der F. A. und für die „combination". Dieses eigene Regelwerk ließ sich indessen nicht lange aufrechterhalten. Ein weiterer früher Klub war der FC St. Gallen, der 1879 von junge Kaufleuten ins Leben gerufen wurde. Die Gründer waren ehemalige Schüler des Instituts Schönberg in Rorschach, die den Fußball durch englische Mitschüler kennengelernt hatten.[19] Die ersten Bälle wurden direkt aus England bezogen.

In Deutschland spielte bereits in der Mitte der 1860er Jahre der Prager Hygieneprofessor Ferdinand Hueppe mit englischen Schülern der Lehranstalt Neuwied Fußball. In der Folge wurde vor allem von den Engländerkolonien in den Handelszentren, Residenzstädten und Bädern nach dem Ball getreten. Wichtig waren englische Studenten an den Universitäten und technischen Hochschulen und Kaufleute. Auch in der Donaumonarchie betätigten sich Engländer als Geburtshelfer.[20] Seit den 1880er Jahren wurde in Wiens großer britischer Kolonie Fußball gespielt. 1894 erfolgte die Gründung der beiden ersten Vereine, welche die Namen „Vienna Cricket and Football Club" und „First Vienna Football Club" trugen. Gründerväter waren englische Gärtner des Rothschild-Gartens und Angestellte diverser englischer Unter-

[18] Wahl, Alfred: Les archives du football. Sport et société en France, 1880-1980, Paris 1989, S. 27-31.
[19] Furgler, Martin: 1879-1979 – Ein Jahrhundert FC St. Gallen. Offizielles Jubiläumsbuch zum 100. Geburtstag des ältesten Fußballclubs der Schweiz, Herisau 1979, S. 23.
[20] Vgl. Marschik, Matthias: Vom Herrenspiel zum Männersport. Die ersten Jahre des Wiener Fußballs, Wien 1998.

nehmen. Auch in Russland führten Briten in den 1880er Jahren den Fußball ein, wobei er sich hier zunächst auf St. Petersburg und Moskau beschränkte.[21]

Ähnlich erfolgte die Einführung des Fußballs in Südamerika.[22] Der erste Fußballverein entstand hier bereits 1867 in Buenos Aires, das über eine große britische Kolonie verfügte. Gründer des Buenos Aires FC waren William Herald und die Gebrüder Thomas und James Hogg. Treibende Kraft im argentinischen Fußball wurde sodann der Schotte Alexander Watson Hutton, Leiter der „English High School" in Buenos Aires. 1893 gründete er die „Argentini Association Football League", die sich der englischen F. A. angliederte. Bis 1906 war Englisch die offizielle Sprache im argentinischen Verband.

In Brasilien wurde erstmals 1894/95 gegen den Ball getreten, auch hier von Engländern. Daneben gehörten zu den Fußballpionieren im größten Staat Südamerikas auch Amerikaner, Deutsche, Franzosen und Portugiesen. In Uruguay, das 1930 Gastgeber der ersten Fußballweltmeisterschaft werden und diese auch gewinnen sollte, wurde der Fußball um 1890 vom „English High School"-Lehrer William Poole und von Ingenieuren einer britisch dominierten Eisenbahngesellschaft eingeführt. Als 1905 zwischen Argentinien und Uruguay erstmals auf Länderebene ein

[21] Vgl. Peppard, Victor E.: The Beginnings of Russian Soccer, in: Stadion 8/9 (1982/83). S. 151-168; Riordan, James: Russland und die Sowjetunion, in: Eisenberg, Christiane (Hrsg.): Fußball, soccer, calcio. Ein englischer Sport auf seinem Weg um die Welt, München 1997. S. 130-148; Trykholm, Peter A.: Soccer and Social Identity in Pre–Revolutionary Moscow, in: Journal of Sport History 24 (1997), S. 143-154; Dahlmann, Dittmar: Vom Pausenfüller zum Massensport: Der Fußballsport in Russland von den 1880er Jahren bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914, in: ders. et al. (Hrsg.): Überall ist der Ball rund. Zur Geschichte des Fußballs in Ost– und Südosteuropa, Essen 2006, S. 15-39.

[22] Schulze-Marmeling: Fußball, S. 55-57.

Pokal ausgespielt wurde, trug dieser den Namen des schottischen Tee-Barons und Philanthropen Sir Thomas Lipton.

Langsamer verbreitete sich das Spiel bemerkenswerterweise in denjenigen Weltgegenden, in denen die Briten nicht nur als Kaufleute und Techniker, sondern auch als Kolonialherren und Missionare anwesend waren. Dies liegt in erster Linie darin begründet, dass die Europäer in den afrikanischen und asiatischen Kolonien des „Empire" jenen elitären Schichten angehörten, die sich just in dem Moment, als der Fußball zum „people's game" wurde, von diesem Sport abwandten und sich exklusiveren Disziplinen annahmen. Auf diese Weise konnten sich in Asien und Afrika Sportarten wie Cricket, Rugby und Landhockey etablieren. Interessanterweise verbreitete sich denn auch der Fußball am stärksten in denjenigen Kolonien, in denen sich am wenigsten Weiße niederließen und die „indirect rule" am meisten zum Tragen kam. In Afrika wurde so Nigeria zu einem Fußballland, während Uganda, Kenia und Rhodesien die herrschaftlichen Sportarten Cricket und Rugby übernahmen. Es waren in Afrika aber nicht die Briten, sondern die andere große Kolonialmacht, die Franzosen, die den Fußball populär machten.

In Indien, der „Perle" des britischen Empire, konnte sich der Fußball dagegen nicht durchsetzen.[23] Zwar entstand unter dem Einfluss britischer Militärs bereits 1888 eine „Indian Football Association", und in den Jahren 1898 und 1902 wurden in Kalkutta und Bombay die beiden ersten Ligen gegründet. Die von den britischen Eliten bevorzugten Disziplinen Cricket und Landhockey vermochte der Fußball aber nicht ernsthaft zu gefährden.[24]

---

[23] Vgl. Mason, Tony: Football on the Maidan. Cultural Imperialism in Calcutta, in: Mangan, J. A. (Hrsg.): The Cultural Bond. Sport, Empire, Society, London 1992, S. 142-153.

[24] Vgl. zum indischen Cricket Guha, Ramachandra: Politik im Spiel. Cricket und Kolonialismus in Indien, in: Historische Anthropologie 4 (1996), S. 157-172.

In Irland spielten vorwiegend die zu Großbritannien loyalen Protestanten Fußball nach den Regeln der F. A. Katholisch-nationalistische Kreise gründeten 1884 die „Gaelic Athletic Association for the Preservation and Cultivation of National Pastimes“, die unter anderem ein eigenes Regelwerk für den Fußball aufstellte.[25] Dieser „Gaelic Football“ wird zwar mit einem runden Ball gespielt, schließt jedoch das Handspiel nicht völlig aus. Auch die Siedlungskolonien Australien, Neuseeland und Kanada, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts als „Dominions“ immer größere Selbstverwaltungsrechte erlangten, unterstrichen ihren Anspruch auf Eigenständigkeit dadurch, dass sie sich nicht dem Regelwerk der F. A. anschlossen. In Australien wurde bereits 1858 ein Regelwerk für den „Australian Rules Football“ aufgestellt.[26] 1896 erfolgte die Gründung der „Victorian Football League“, die sich bald landesweit ausdehnte. In Neuseeland wurde der „Rugby Union Football“, der auch in Australien eine starke Position behauptete, zur dominierenden Disziplin. In Kanada, wo in den 1860er Jahren die ersten organisierten Fußballspiele stattfanden, entstand aus dem „Rugby Union Football“ der eigenständige „Canadian Football“, dessen Regeln erstmals 1884 festgelegt wurden. Auch die Vereinigten Staaten schlossen sich nicht dem Regelwerk aus der ehemaligen Kolonialmacht an; 1873/74 wurden die Regeln für den „American Football“ aufgestellt.[27]

---

[25] Vgl. dazu Cronin, Mike: Sport and Nationalism in Ireland. Gaelic Games, Soccer and Irish Identity since 1884, Dublin etc. 1999; ders.: Projecting the Nation through Sport and Culture. Ireland, Aonach Tailteann and the Irish Free State, 1924-32, in: Journal of Contemporary History 38 (2003), S. 395-411.

[26] Vgl. Hess, Rob und Bob Stewart: More than a Game. An Unauthorised History of Australian Rules Football, Melbourne 1998.

[27] Vgl. Smith, Melvin I.: Early American & Canadian „Football“. Beginnings through 1883/84, Bloomington 2003; Thiele, Stephen: Heroes of the Game. A History of the Grey Cup, Norval 1997; Currie, Gordon: 100 years of Canadian Football. The dramatic history of football‘s first century in Canada, and the Story of the Canadian Football League, Toronto 1968; Maltby, Mark S.: The Ori-

Nebst dem direkten Kulturtransfer durch Briten gab es auch den indirekten, wobei hier in bezug auf Südeuropa vor allem die Schweiz eine wichtige Brückenkopffunktion innehatte.[28] Es waren nämlich auf dem südlichen Teil des Kontinents häufig ehemalige Schüler schweizerischer Eliteschulen, die die ersten Fußballvereine gründeten. Erwähnt sei Vittorio Pozzo, der sich zwischen 1906 und 1908 in Zürich und Winterthur sprachlich und kaufmännisch ausbildete. In dieser Zeit kam er über den Grasshopper-Club zum Fußball. Nach einem weiteren Auslandsjahr in Manchester kehrte er in seine Heimatstadt Turin zurück, wo er in der Folge als Spieler, Schiedsrichter und Sportjournalist wirkte. 1929 wurde er Trainer der italienischen Nationalmannschaft, mit der er in den Jahren 1934 und 1938 zweimal die Weltmeisterschaft gewann. Die Gebrüder Michele und Paolo Scarfoglio, die 1896 zu den Gründern des ersten Vereins in Neapel zählten, hatten das Spiel kurz zuvor bei einem Praktikum in der Schweiz kennengelernt. Der französische Bankier Henry Monnier, der seinen Vornamen aus Anglophilie mit Ypsilon schrieb und 1898 den Fußball in Nîmes einführte, hatte das Spiel während des Studiums in Genf entdeckt. Die französischen Fußballpioniere Falgueirettes und Julien hatten ebenfalls in der Schweiz studiert.

Auffällig ist auch, dass bei zahlreichen Gründungen in Südeuropa Schweizer beteiligt waren. Der bekannteste unter ihnen ist der 1877 in Winterthur geborene Hans „Juan“ Gamper. Während seiner Studienzeit am Polytechnikum Zürich gehörte er 1897 zu den Gründern des FC Excelsior Zürich. Noch als Student spielte er auch beim Servette FC, als Angestellter in der Textilindustrie in

gins and Development of Professional Football, 1890-1920, New York 1997.

[28] Vgl. Lanfanchi: Football; Koller, Christian: Prolog: „Little England“ – die avantgardistische Rolle der Schweiz in der Pionierphase des Fußballs, in: Geschichte der Schweizer Fußball-Nationalmannschaft, Göttingen 2006 [im Druck].

Lyon dann beim FC Lyon. Kurz darauf ließ er sich in Spanien nieder und gründete 1899 den FC Barcelona, dem zunächst zahlreiche Schweizer, Engländer, Deutsche und Österreicher angehörten. Bis 1930 amtierte Gamper wiederholt als Präsident von „Barça“. Der FC Bari wurde 1908 vom Getreidehändler Gustav Kuhn zusammen mit deutschen, französischen, schweizerischen, spanischen und italienischen Freunden gegründet. Im selben Jahr wurde auch die Internazionale Milano aus der Taufe gehoben, wobei die Mehrheit der Gründungsmitglieder Schweizer waren. Die Gründer von „Inter“ waren zuvor beim Milan Cricket and Football Club aktiv gewesen, hatten sich dort aber mit den Einheimischen zerstritten. 1909 wurde der Schweizer Zahnarzt Louis Rauch erster Präsident des FC Bologna. Auch in Venedig, Palermo und Bergamo wurden Schweizer zu Geburtshelfern der örtlichen Fußballvereine.

Eines der erfolgreichsten Teams in der Pionierphase des französischen Fußballs hieß Stade Helvétique de Marseille. Die Mannschaft gewann 1909 mit zehn Schweizern und einem Briten die französische Meisterschaft und wiederholte diesen Erfolg in den Jahren 1911 und 1913. Auch in Bulgarien wurde der Fußball durch Schweizer eingeführt.[29] Im Jahre 1893 hatte der bulgarische Bildungsminister Georgi Zivkov Westeuropa bereist und dabei in Lausanne einem Sportfestival beigewohnt. Daraufhin engagierte er zehn Schweizer, die an bulgarischen Gymnasien Turnen und Sport unterrichten sollten. Einer von ihnen, George de Rebius, brachte einen Lederball nach Varna mit und wurde zum ersten bulgarischen Fußballtrainer und Schiedsrichter. In Sofia führte 1897 Rebius‘ Kollege Charles Campo den Fußball

[29] Vgl. Ghanbarian-Baleva, Gergana: Ein „englischer Sport“ aus der Schweiz. Der bulgarische Fußball bis zum Beginn der 1970er Jahre, in: Dahlmann, Dittmar et al. (Hrsg.): Überall ist der Ball rund. Zur Geschichte und Gegenwart des Fussballs in Ost- und Südosteuropa, Essen 2006, S. 155-182.

ein. Im selben Jahr veröffentlichten die Schweizer Alois Bünter und Jack Fardel in einer pädagogischen Zeitschrift einen Artikel, in dem sie die Fußballbegriffe ins Bulgarische übersetzten.

English Sports vs. Deutsches Turnen

Zur Keimzelle des einheimischen deutschen Fußballs wurden vor allem Gymnasien und Höhere Schulen.[30] Pionier war der Braunschweiger Gymnasialprofessor Konrad Koch, der das Spiel (nach den Regeln von Rugby) bereits 1874 am Martino-Katharineum-Gymnasium einführte. 1876 folgte die Hamburger Gelehrtenschule Johanneum.[31] Koch versuchte damit, den Saufritualen Gegensteuer zu geben, die in den nach dem Vorbild der studentischen Korporationen entstandenen Schülerverbindungen grassierten. Das Spiel sollte die Schüler zu Selbständigkeit und Selbstdisziplin erziehen. Bereits 1882 billigte das preußische Unterrichtsministerium das Spiel an den Schulen.[32]

Allerdings stieß der Fußball aus den Reihen der Turnerschaft auf erbitterten Widerstand. Die deutsche Turnbewegung war unter der Führung von Friedrich Ludwig Jahn in der Zeit der napoleonischen „Fremdherrschaft“ entstanden und besaß von Beginn an einen nationalistischen Charakter.[33] Im Zeitalter der Restauration

[30] Vgl. zu den pädagogischen Hintergründen von Turnen und Sport an deutschen Schulen im 19. Jahrhundert Oelkers, Jürgen: Physiologie, Pädagogik und Schulreform im 19. Jahrhundert, in: Sarasin, Philipp und Jakob Tanner (Hrsg.): Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt/M 1998. S. 245-285.

[31] Eisenberg: English Sports, S. 179; Heinrich, Arthur: Der Deutsche Fußballbund. Eine politische Geschichte, Köln 2000, S. 21.

[32] Ebd., S. 22.

[33] Vgl. Kohn, Hans: Father Jahn‘s Nationalism, in: Review of Politics 11 (1949), S. 419-432; Stamm-Kuhlmann, Thomas: Humanitätsidee und Über-

war die Turnbewegung in Preußen lange Zeit verboten, da sie eng mit den als subversiv betrachteten studentischen Burschenschaften verflochten war. Erst 1842 wurde die „Turnsperre“ aufgehoben. 1863 fand in Leipzig mit 20.000 Turnern das erste Deutsche Turnfest statt. Die Turner, die sich ab 1869 in der „Deutschen Turnerschaft“ organisierten, wurden zu einer wichtigen Sozialisationsinstanz des deutschen Nationalismus.[34] Im Jahre 1913 verfügte die Turnerschaft über 11.100 Vereine in 9.200 Ortschaften mit mehr als 1,1 Millionen Mitgliedern.

Gegen diese mächtige Organisation hatte der Fußball einen schweren Stand. Mit allen Kräften versuchten die Turner, welche die Auseinandersetzung als einen „Systemkampf“[35] begriffen, das neue Spiel als ausländisch und gefährlich zu brandmarken und es lächerlich zu machen. Der Stuttgarter Professor und Turnlehrer Karl Planck publizierte 1898 ein Pamphlet mit dem Titel „Fußlümmelei: Über Stauchballspiel und englische Krankheit“, worin unter anderem zu lesen war: „Was bedeutet aber der Fuß-

---

wertigkeitswahn in der Entstehungsphase des deutschen Nationalismus. Auffällige Gemeinsamkeiten bei Johann Gottlieb Fichte, Ernst Moritz Arndt und Friedrich Ludwig Jahn, in: Historische Mitteilungen 4 (1991), S. 161-171.

[34] Vgl. Düding, Dieter: Organisierter gesellschaftlicher Nationalismus in Deutschland (1808-1847). Bedeutung und Funktion der Turner und Sängervereine für die deutsche Nationalbewegung, München 1984; Langewiesche, Dieter: „... für Volk und Vaterland kräftig zu würken...“. Zur politischen und gesellschaftlichen Rolle der Turner zwischen 1811 und 1871, in: Grupe, Ommo (Hrsg.): Kulturgut oder Körperkult? Sport und Sportwissenschaft im Wandel, Tübingen 1990, S. 22-61; Goltermann, Svenja: Körper der Nation. Habitusformierung und die Politik des Turnens 1860-1890, Göttingen 1998; Krüger, Arndt: Deutschland, Deutschland über alles? National Integration through Turnen und Sport in Germany 1870-1914, in: Stadion 25 (1999), S. 109-129; Krüger, Michael: Einführung in die Geschichte der Leibeserziehung und des Sports, Bd. 2: Leibeserziehung im 19. Jahrhundert. Turnen fürs Vaterland, Schorndorf 1993.

[35] Witte, E.: Wettkampf und Kampfspiel, in: Deutsche Turn–Zeitung 42 (1897), S. 757 zit. Heinrich, Fußballbund, S. 20.

tritt in aller Welt? [...] Er ist ein Zeichen der Wegwerfung, der Geringschätzung, der Verachtung, des Ekels, des Abscheus [...]. Zunächst ist jene Bewegung ja schon, auf die bloße Form hin angesehen, hässlich. Das Einsinken des Standbeins ins Knie, die Wölbung des Schnitzbuckels, das tierische Vorstrecken des Kinns erniedrigt den Menschen zum Affen [...].“[36]

Der Fußballpionier Konrad Koch konterte solche Anwürfe durch den Hinweis, Fußball sei keineswegs ein spezifisch englisches Spiel, sondern im Mittelalter in vielen Ländern, darunter auch Deutschland, verbreitet gewesen, und bemühte sich, die englische Fachterminologie durch deutsche Ausdrücke zu ersetzen. Dieser Versuch, eine Tradition zu konstruieren, war indessen von keinem Erfolg gekrönt.[37] Der Fußball hatte es im Wilhelminischen Deutschland schwer, an bayrischen Schulen blieb er etwa bis 1913 verboten. Verbreitung fand er vorerst vor allem in technisch-naturwissenschaftlichen und neusprachlichen Gymnasien und Höheren Schulen.[38] Die ersten Fußballvereine entstanden denn auch häufig aus Schülermannschaften, wobei der Rugby-Fußball der F.A.-Variante vorausging. Bereits 1870 wurde mit dem Heidelberger Flaggen-Club der erste reine Rugby-Verein gegründet. Erst in den 1880er und 1890er Jahren entstanden auch vermehrt Vereine, die nach den Regeln der F. A. spielten, häufig unter der tätigen Mitwirkung von Engländern.[39] Die soziale Heimat dieser Vereine waren die kosmopolitischeren Kreise des Bildungsbürgertums.[40]

---

[36] Planck, Karl: Fußlümmelei. Über Stauchballspiel und englische Krankheit (Reprint von 1898), Münster 2004, S. 5f.

[37] Grundsätzlich zur Konstruktion von Traditionen im 19. Jahrhundert: Hobsbawm, Eric J. und Terence Ranger (Hrsg.): The Invention of Tradition, Cambridge 1983.

[38] Schulze-Marmeling: Fußball, S. 68f.

[39] Ebd., S. 70-72.

[40] Vgl. Eisenberg, Christiane: Football in Germany. Beginnings 1890-1914, in:

Eine wichtige Rolle als Fußballpionier spielte der 1873 geborene Walter Bensemann.[41] Als Sohn eines jüdischen Bankiers wurde er zunächst sechs Jahre lang an englischen „public schools“ ausgebildet, bevor er in die Westschweiz wechselte. Bereits 1887 gründete er mit dem Montreux FC seinen ersten Fußballverein. Nach einem weiteren Schulwechsel ans Großherzögliche Gymnasium im Jahre 1889 gründete er schon nach wenigen Wochen mit dem International Footballclub den ersten süddeutschen Verein, der nach den Regeln der „Football Association“ spielte, zwei Jahre darauf dann die Karlsruher Kickers. Anschließend studierte er acht Jahre lang englische und französische Philologie an den Universitäten Lausanne, Strassburg, Freiburg und Marburg, wo er überall den Fußballs propagierte, unter anderem den Strassburg FC und die Vorläufervereine von Bayern München und Eintracht Frankfurt gründete.

Bensemanns jahrelangen Bemühungen, internationale Spiele als Mittel der Völkerverständigung auszutragen, waren erstmals 1898 vom Erfolg gekrönt, als Spiele einer deutschen Auswahl gegen eine Mannschaft von Frankreichbriten sowie gegen eine Pariser Auswahl zustande kamen. Im folgenden Jahr organisierte Bensemann die erste Tournee einer englischen Verbandsauswahl auf dem Kontinent. 1900 war er Mitbegründer des Deutschen Fußball-Bundes, und 1908 organisierte er das Rahmenprogramm des ersten deutschen Länderspiels, das in Basel gegen die Schweiz mit 3 : 5 verloren ging. Nach dem Ersten Weltkrieg

International Journal of the History of Sport 8 (1991), S. 205-220; dies.: Fußball in Deutschland 1890-1914. Ein Gesellschaftsspiel für bürgerliche Mittelschichten, in: Geschichte und Gesellschaft 20 (1994), S. 20-45.

[41] Vgl. Beyer, Bernd-M.: Der Mann, der den Fußball nach Deutschland brachte. Das Leben des Walther Bensemann. Ein biografischer Roman, Göttingen 2003; ders.: Walther Bensemann – ein internationaler Pionier, in: Schulze–Marmeling, Dietrich (Hrsg.): Davidstern und Lederball. Die Geschichte der Juden im deutschen und internationalen Fußball, Göttingen 2003, S. 82-100.

gründete Bensemann dann 1920 die Zeitschrift „Kicker“, als deren Chefredaktor er 1933 wegen seiner jüdischen Herkunft abgesetzt wurde. Im selben Jahr emigrierte er in die Schweiz, wo er kurz darauf verarmt starb.

Im DFB kristallisierten sich schon bald zwei rivalisierende Strömungen heraus, eine kosmopolitische, die im Fußball ein Mittel der Völkerverständigung und der Überwindung nationaler Vorurteile sah, und eine nationalistische, die sich stark an die Ideologie der Turner anlehnte. Letztere gewann in den unmittelbaren Vorkriegsjahren zunehmend die Oberhand. Der Funktionär Carl Diem fasste ihr Credo 1912 in folgende Worte: „Der Sport steht auf deutsch-vaterländischem Boden, wo sollte er auch sonst stehen! Was bei uns geleistet wird, ist gute deutsche Arbeit und bewusste deutsche Arbeit. Auch bei uns singt man deutsche Lieder und hält mit deutscher Treue zur Sache.“[42] Der Beitritt des DFB zum paramilitärischen Jungdeutschlandbund, der sich die Schaffung einer kriegstüchtigen Jugend zum Ziel gesetzt hatte, im Jahre 1911 bedeutete einen wichtigen Sieg für die Nationalisten innerhalb des Verbandes und ist Ausdruck der wachsenden gesellschaftlichen Akzeptanz, die der Fußball in der unmittelbaren Vorkriegszeit in Deutschland erlangte.[43] Mehrere männliche Mitglieder der kaiserlichen Familie interessierten sich nun für das Spiel, Kronprinz Wilhelm stiftete sogar einen eigenen Wettbewerb, den „Kronprinzen-Pokal“.

1910 wurde das Fußballspiel auch in die Ausbildungspläne der deutschen Armee aufgenommen. Die sogenannte „Gefechtsfeldrevolution“ des späten 19. Jahrhunderts, als die Feuerkraft enorm gesteigert wurde, hatte zur Auflösung der geschlossenen Linien-

[42] Diem, Carl: Friede zwischen Turnen und Sport, in: Fußball und Leichtathletik 13/46 (1912), S. 905, zit Heinrich: Fußballbund, S. 29.
[43] Heinrich: Fußballbund, S. 39-42.

und Kolonnenformationen geführt.[44] An diese gewandelte Kriegführung passte sich allmählich auch die militärische Ausbildung an.[45] Der Fußball, der individuelle Initiative und kollektives Zusammenspiel zugleich schulte, schien den neuen Anforderungen besser angemessen als das Turnen, das zu der in den alten starren Formationen gefragten Disziplin und Präzision erzog.

So kam es, dass in den letzten Jahren vor Kriegsausbruch der preußische Militarismus dem britischen Import plötzlich seine Exerzierplätze zur Verfügung stellte. Hohe Militärs bescheinigten dem Fußball nun, er sei eine „Vorschule der Dienstpflicht", seine Spiele kämen einem „kleinen Manöver" gleich,[46] und er erziehe „zur selbstlosen Opferwilligkeit des einzelnen und zur Zurückstellung persönlichen Ehrgeizes im Interesse des gemeinschaftlichen Erfolges"[47]. Nicht zuletzt die Tatsache, dass im Ersten Weltkrieg eine große Zahl von Soldaten das Fußballspiel in der Armee betrieben, führte in der Zwischenkriegszeit zu seinem kometenhaften Aufstieg auch in Deutschland, wobei sich hier verschiedene Prozesse wiederholten, die sich in Großbritannien bereits im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts abgespielt hatten.

Fazit

Insgesamt ist die Geschichte des Fußballs im „langen 19. Jahrhundert" ein faszinierendes Lehrstück für die Ausbreitung eines

[44] Vgl. Creveld, Martin van: Technology and War. From 2000 B. C. to the Present, New York 1989, S. 172.
[45] Vgl. Samuels, Martin: Command or Control? Command, Training and Tactics in the British and German Armies, 1888-1918, London 1995.
[46] Hülsen, Dietrich von: Fußballsport und Wehrfähigkeit, in: Deutsches Fußball-Jahrbuch 1912, Dortmund o. J., S. 126, zit. in Heinrich: Fußballbund, S. 38.
[47] Widmung des Preußischen Kriegsministers, in: Deutsches Fußball-Jahrbuch 1913, Dortmund o. J., S. 14f., zit. ebd.

kulturellen Praxis, die sowohl innergesellschaftlich als auch international und interkontinental um sich griff, ihren gesellschaftlichen Ort änderte und schließlich auch zu einem Wirtschaftsfaktor wurde, ohne dass von den zahlreichen und sehr unterschiedlichen Akteuren diese Prozesse hätten gesteuert werden können. Erst im Jahre 1904, als dieser kulturelle Globalisierungsprozess schon weit fortgeschritten war, wurde mit der Gründung der „Fédération Internationale de Football Association“ (FIFA) der Versuch einer weltweiten Regulierung unternommen.[48] Der zunächst nur sieben Mitglieder zählende Weltverband, dem die Briten anfänglich fern blieben, hatte indessen in seiner Pionierphase noch mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen.

[48] Vgl. Wahl, Alfred: La Fédération Internationale de Football-Association (1903–1930), in: ders. und Pierre Arnaud (Hrsg.): Sports et relations internationales. Actes du colloque de Metz-Verdun, Metz 1994, S. 31-45; Eisenberg, Christiane et al.: FIFA 1904-2004. 100 Jahre Weltfußball, Göttingen 2004, S. 57-64.

Dietmar Hüser

Neutralitätsdiskurs und Politisierungstrends im Zeitalter des Massensports – Die FIFA in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Wer heutzutage über den Fußball-Weltverband FIFA spricht, der spricht über einen mächtigen internationalen Sportverband. Einen mächtigen Sportverband, der es längst über den Sport hinaus zu Ruhm und Einfluß gebracht hat, der global agiert und sich auf jedem Flecken der Erde repräsentiert weiß. Die *Fédération Internationale de Football Association* hat fraglos eine Erfolgsstory des 20. Jahrhunderts geschrieben: zunächst eine sportlich-gesellschaftliche Erfolgsstory des Fußballspielens ganz grundsätzlich; dann eine sportpolitische Erfolgsstory als Organisation über Weltkriege oder Dekolonialisierungsprozesse hinweg; auch die populärkulturelle Erfolgsstory eines rund um den Globus nachgefragten Phänomens und Spektakels; schließlich die kommerzielle Erfolgsstory eines fußballerischen Wirtschaftsunternehmens, das im Schulterschluss mit weltweit operierenden Mediennetzwerken, mit multinationalen Konzernen und Sportartikelgiganten konsequent auf Wachstum ohne Ende setzt.

Die FIFA weist heute mit über zweihundert Nationalverbänden mehr Einträge in der Mitgliederkartei aus als die Vereinten Nationen. Für über 242 mio. Fußballer und Fußballerinnen – das sind 4.1% der Weltbevölkerung – bietet der Verband ein institutionelles Dach. Auf 28.8 mrd. Fernsehzuschaltungen während der vorletzten WM 2002 durfte die FIFA stolz sein, d.h. statistisch betrachtet hat jeder Erdenbürger fast fünf Mal televisuell auf die Endrunde des Turniers in Japan und Korea zugegriffen.[49] Für die

[49] .Vgl. Christiane Eisenberg, Fußball als globales Phänomen. Historische Per-

gerade zu Ende gegangene WM in Deutschland sind rund 700 mio. Euro Sponsorengelder und ca. 1 mrd. Euro für die Vergabe der Medienrechte geflossen, bei der WM 2010 in Südafrika sollen es dann respektive 1.1 Mrd. Euro und 1.7 Mrd. Euro sein.[50]

Angesichts solcher Größenordnungen erscheint es kaum mehr nachvollziehbar, dass sich die FIFA ursprünglich in kleinsten Verhältnissen und unter schwierigsten Bedingungen entwickelt hat. Tatsächlich aber war die Erfolgsstory keineswegs vorgezeichnet, und gerade die „Große Politik" brachte den Weltfußballverband, der sich doch selbst seit den Anfängen und aus guten Gründen als „unschuldig", als „unpolitisch", als „neutral" verstehen wollte, ein ums andere mal in prekäre Situationen und arge Bedrängnis.[51]

---

spektiven, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B26 (2004) S.7-15 (7).

[50] Vgl. Michael Ashelm, Das Marketingprogramm der Fifa wächst und wächst – Bunter Ballon in neuer Rekordhöhe, in: FAZ, 1.2.06, S.32.

[51] Die folgenden Ausführungen beziehen sich vor allem auf Christiane Eisenberg / Pierre Lanfranchi / Tony Mason / Alfred Wahl, FIFA 1904-2004. 100 Jahre Weltfußball, Göttingen (Die Werkstatt) 2004, eine Auftragsarbeit der FIFA, die den Universitätshistorikern dafür erstmals die eigenen Archive vollständig öffnete. Vgl. daneben John Sugden / Alan Tomlinson, FIFA and the contest for world football. Who rules the peoples' game?, Cambridge (Polity Press) 1998; Alfred Wahl, La balle au pied. Histoire du football, 2. Auflage, Paris (Gallimard) 2002; Dietrich Schulze-Marmeling / Hubert Dahlkamp, Die Geschichte der Fußball-Weltmeisterschaft 1930-2006, Göttingen (Die Werkstatt) 2006. Prägnant Bill Murray, FIFA, in: Arnd Krüger / James Riordan (Hrsg.), The international politics of sport in the 20th century, London (Spon / Routledge) 1999, S.28-47; Alan Tomlinson, FIFA and the men's World Cup. The expansion of the global football family, in: ders., Sport and leisure cultures, Minneapolis / London (University of Minneapolis Press) 2005, S.53-82; Christiane Eisenberg, Der Weltfußballverband FIFA im 20. Jahrhundert. Metamorphosen eines "Prinzipienreiters", in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 54 (2006) S.209-229.

Prekäre Anfänge

Die FIFA ging auf eine Initiative von Robert Guérin zurück, dem Schatzmeister des Allgemeinen Französischen Sportverbandes. Die faktische Gründung erfolgte in der Pariser *Rue St. Honoré* im Mai 1904. Hintergrund war der Wunsch einiger Honoratioren und Fußballenthusiasten nach gewissen Strukturen für die Austragung internationaler Spiele, nach Schaffung einheitlicher Spielregeln und deren Kontrolle, nach einer weiteren Verbreitung des organisierten Fußballs weltweit und nach einer Art „Weltmonopol" durch eine aber ganz selbstverständlich europäisch dominierte Sportorganisation. Dass der Aufbau internationaler Fußballstrukturen – wie auch später die konkrete Initiative für ein Weltfußballturnier – von Frankreich ausgingen, mag zunächst überraschen. Schließlich lag doch das Mutterland des modernen Sports jenseits des Kanals, während der Fußballsport moderner Prägung im Hexagon ein Importprodukt darstellte und auf breiter Front – bei aller Tradition des brutalen Vorläuferspiels *soule*[52] – vergleichsweise spät Fuß fasste.

Und es war auch nicht so, dass England Konkurrenz gemacht und ausgeschlossen werden sollte, nur zeigten die Fußballfunktionäre auf der Insel wenig Interesse. Das *International FA Board* mit den Verbänden England, Schottland, Irland und Wales bildete doch schon seit 1886 so etwas wie die FIFA, und verstand es sich denn nicht ohnehin von selbst, als Mentor fußballerischer Aktivitäten weltweit zu fungieren? Wer, wenn nicht die Briten, hatte denn den modernen Fußball „erfunden", seit 1863 dank der *Football-Association* reglementiert und in den Folgejahrzehnten rund um den Globus verbreitet? England jedenfalls gehörte im Jahre 1904 nicht zu den Gründungsmitgliedern. Es trat dann im Jahr

[52] Zuletzt anschaulich der Schweizer Publizist Jürg Altwegg, Ein Tor im Namen Gottes! Fußball, Politik und Religion, München (Hanser) 2006, S.18-23.

darauf der FIFA bei, stellte zugleich mit Daniel Burley Woolfall den neuen Präsidenten, verabschiedete sich 1920 wieder für vier Jahre aus dem Verband, und 1928 aufs Neue bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs.[53] Erst 1950 nahm das englische Nationalteam erstmals an einer Fußball-WM teil.

Die FIFA zählte sage und schreibe sieben Gründungsmitglieder: Frankreich, Belgien, Dänemark, Schweden, Schweiz, Holland, Spanien. Deutschland – ohne Vertreter in Paris – meldete sich noch am Gründungstag, dem 21. Mai, telegraphisch an. Zu Beginn war der Weltverband ein rein europäisches Unternehmen. Zwar traten mit Südafrika 1909, gefolgt von Argentinien und Chile 1912, erste nicht-europäische Mitglieder bei, doch vom Selbstverständnis her blieb die FIFA noch lange eurozentrischen Sichtweisen verhaftet. Und dies trotz der zunehmenden Bedeutung des Fußballs in Südamerika, der sich 1916 mit der Südamerikanischen Fußball-Konföderation (CONMEBOL) eine eigene Struktur gab.[54] Was die Mitgliederzahlen anbelangt, erlebte der Weltfußballverband einen stetigen Trend nach oben: 1914 waren es 24, 1939 dann schon 51. Die sprunghaftesten Zuwächse erfolgten aber erst durch das doppelte Neuvermessen der weltpolitischen Landkarte in der zweiten Jahrhunderthälfte: einmal im Zuge der Dekolonialisierung, dann mit dem Ende des Ost-West-Konflikts, als die FIFA-Reihen von 73 Mitgliedern (1950), auf 150 (1984) und 207 (2005) anschwollen.

---

[53] Dazu Peter Beck, Going to war, peaceful co-existence or virtuel membership? British football and FIFA 1928-1946, in: The International Journal of the History of Sport 17/1, 2000, S.113-134.

[54] Zur Entwicklung des südamerikanischen Fußballs vgl. Tony Mason, Passion of the people? Football in South America, London (Verso) 1995; Richard Giulianotti, Fußball in Südamerika. Globalisierung, Neoliberalismus und die Politik der Korruption, in: Michael Fanizadeh / Gerald Hödl / Wolfram Manzenraiter (Hg.), Global Players. Kultur, Ökonomie und Politik des Fußballs, Frankfurt (Brandes & Apsel) 2002, S.159-181 (164).

Die 1904 beschlossene Satzung bestand aus 10 Artikeln. Die vage Idee eines hochkarätigen internationalen Wettbewerbs und die Vorstellung, dass nur die FIFA eine solche Meisterschaft austragen könne, spielte von Anfang an eine Rolle, hieß es doch im Art.9: *„La Fédération seule a le droit d'organiser un championnat international."* Im Rückblick schien damit bereits der Boden bereitet für eine künftige Weltmeisterschaft, allerdings war die FIFA damals noch weit davon entfernt. Im Grunde handelt es sich anfangs um eine arg bescheidene Organisation, rasch von Spaltung bedroht, ohne wirklichen Sitz und ohne Verwaltungspersonal, mit wenigen ehrenamtlich Tätigen, mit ständigen Finanzproblemen und ganz begrenzten Einnahmequellen, die Mitgliedsbeiträge der nationalen Verbände nämlich sowie einen einprozentigen Anteil aus internationalen Begegnungen. Das Guthaben der FIFA belief sich 1908 auf 491 Gulden, 1914 waren es 2.666, die der holländische Bankier Hirschmann von seinem Amsterdamer Büro aus ehrenamtlich „verwaltete".[55] Durch massive Verluste beim Spekulieren Hirschmanns mit Verbandsgeldern stand die FIFA in den späten 1920er Jahren neuerlich vor dem finanziellen Nichts.

Erst Anfang der 1930er Jahre ließen sich etwas größere Schritte machen. 1928 waren die Mitgliedsbeiträge auf 10 US-Dollar pro Land und Jahr erhöht worden, und auch die Ausweitung des internationalen Spielbetriebs brachte Mehreinnahmen. Hinzu kamen die finanziellen Gewinne aus den olympischen Fußballturnieren und den ersten Weltmeisterschaften. Im Jahre 1931, nach fast dreißigjährigem Bestehen, sah sich die FIFA imstande, einen offiziellen Sitz – in der neutralen Schweiz in Zürich, zwei Räu-

[55] Vgl. den Nachdruck der ersten FIFA-Statuten aus *Bulletin Officiel* vom 1. Oktober 1905, in: Eisenberg / Lanfranchi / Mason / Wahl, FIFA 1904-2004, S.60; zu den rudimentären Verbandsstrukturen und den über Jahrzehnte nie völlig beigelegten Finanzproblemen vgl. ebd., S.64, 74f., 238f.

me eines Hauses in der vornehmen Bahnhofstraße – einzurichten und mit dem ehemaligen deutschen Nationalspieler Ivo Schricker einen besoldeten Generalsekretär einzustellen. Gemeinsam mit Jules Rimet, der seit 1921 als FIFA-Präsident amtierte, sollte Schricker für fast zwei Jahrzehnte die Geschicke des Verbandes federführend bestimmen.[56]

Doch nicht nur mit organisatorischen und finanziellen Miseren hatte die FIFA von Beginn an durchgängig zu kämpfen. Als Dauerbrenner entpuppten sich zahlreiche andere Schwierigkeiten: die britische FA dauerhaft an sich zu binden z.B., die Debatte über Amateurismus und das Professionalismusproblem in den Griff zu bekommen oder auch den fußballerischen Alleinvertretungsanspruch gegenüber den Richtungsverbänden der bunten Sportlandschaft durchzusetzen. Darüber hinaus waren es wiederholt politische Konfliktlagen, mit denen sich die FIFA konfrontiert sah, obwohl genau dies ausdrücklich vermieden werden sollte. Nur wie?

Auf der Hand lag zunächst einmal, dass jegliche politische Erschütterung inner- wie zwischenstaatlicher Art den FIFA-Oberen heftige Zahnschmerzen bereiten musste. Rigide Neutralität in Fragen der „Großen Politik" lautete von Beginn an das beschlossene Credo, nur durch konsequentes Nicht-Einmischen in politische Streitfälle – ob Mitgliedsländer diese nun vom Zaun brachen oder darin verstrickt wurden – ließ sich das eigene Überleben sichern. Das Selbstbild entsprach dem des unschuldigen, des

[56] 1954/55 erfolgte der Umzug in ein stattliches Bürgerhaus in der Züricher Aurastraße 100, d.h. auf den Sonnenberg mit Blick hinunter auf den Zürichsee, 1979 dann Umzug in einen modernen Glas-Beton-Neubau, das *FIFA-House* am Hitzigweg 11 in Zürich, das jedoch bereits 1992 durch ein 3.000 qm großes „Nebengebäude" am Hitzigweg 10 ergänzt werden musste, im Jahre 2000 durch weitere Räumlichkeiten einige 100 Meter weiter für Übersetzungsdienst und Rechtsabteilung. Vgl. ebd., S.239f., 248f.

unpolitischen, des neutralen Sports. Zugleich aber waren Theorie und Praxis zwei Paar Schuhe in diesem „Katastrophenzeitalter“[57] der ersten Jahrhunderthälfte. Faktisch agierten – und agieren – (inter-)nationale Verbände des modernen Massensports wie die FIFA fortwährend in einem Spannungsverhältnis zwischen sportlicher Neutralitätswahrung auf der einen Seite und gegebenen politischen Rahmenbedingungen bzw. konkreten Instrumentalisierungsansinnen auf der anderen.[58]

Akteure und Opfer

Bei genauerer Betrachtung erweist sich die strikte politische Neutralität, die sich Sportverbände auf die Fahnen schreiben, realhistorisch rasch als Mythos. Entgegen landläufiger Beteuerungen seitens nationaler und internationaler Spitzenfunktionäre, Sport konstituiere ein gänzlich autonomes Handlungsfeld, und nur dies garantiere seinen universellen Charakter und seine weltweit völkerverständigende Wirkung, bilden Sport und Politik keine trennscharf voneinander abgrenzbaren Sphären, sondern haben eine Menge miteinander zu tun. Zwei Muster, zwei Erscheinungsformen lassen sich idealtypisch unterscheiden: zum einen wenn der Sport selbst als Akteur seiner eigenen Politisierung auftritt, zum anderen wenn Sport das Opfer äußerer Politisierung wird, regierungsamtlich instrumentalisiert für nichtsportliche Zwecke.

Als Akteur seiner eigenen Politisierung erscheint der Sport auf verschiedene Art und Weise. Einmal dadurch z.B., dass der Sport

[57] Vgl. Eric Hobsbawm, Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München / Wien (Hanser) 1995, S.35.

[58] Dazu allgemein Jeffrey Hill, Sport and politics, in: Journal of Contemporary History 38, 2003, S.335-361; Allen Guttmann, Sport, politics and the engaged historian, in: ebd., S.363-375.

bzw. seine Repräsentanten politisch und gesellschaftlich relevante Entscheidungen treffen (müssen), häufig durchaus schwierige, mit Risiken behaftete Entscheidungen, etwa dem Risiko moralischer Kompromittierung. Akteur auch dadurch, dass Sportler oder Gruppen von Sportlern selbst die große Bühne des Spitzensports nutzen, um persönliche Überzeugungen zu demonstrieren, um Position zu beziehen, in sportvermittelten Debatten über zentrale Gesellschafts- oder Politikfragen. Akteur eigener Politisierung schließlich dadurch, dass der Sport und seine Verbände auf sämtlichen Ebenen eingebunden und aufs Engste verknüpft sind mit den politischen Institutionen des Politikfeldes „Sport", mit den dort ablaufenden Entscheidungsprozessen sowie den dort vorgenommen Inhalts- und Zieldefinitionen.[59]

Beim zweiten Muster, was den engen Zusammenhang von Sport und Politik anbelangt: Sport als Opfer äußerer Politisierung, gilt es stets genau hinzuschauen, denn fraglos gibt es beachtliche Unterschiede in der Art und im Grad der jeweiligen politischen Instrumentalisierung. Geht es um Sport als Mittel nationaler Selbst- und Außendarstellung liberal-demokratisch verfasster Staaten oder um ein sportliches Bemänteln und Kaschieren ganz anderer staatspolitischer Zielbestimmungen in autoritär-diktatorischen Regimen? Was freilich die „Große Politik" verschiedenster politischer Couleur und Regime am modernen Massensport stets interessiert hat, das war vor allem die Tatsache, dass es sich um ein hochpopuläres Phänomen handelt, das Menschen mobilisiert und das sich offenbar eignet, auch eminent politische Funktionen nach innen wie nach außen zu erfüllen.

[59] Zum Politikfeld „Sport" vgl. Peter Lösche, Sport und Politik(wissenschaft): Das dreidimensionale Verhältnis von Sport und politischem System der Bundesrepublik Deutschland, in: ders. / Undine Ruge / Klaus Stolz (Hrsg.), Fußballwelten. Zum Verhältnis von Sport, Politik, Ökonomie und Gesellschaft, Opladen (Leske + Budrich) 2002, S.45-63 (47f.).

Nach außen weil der Sport, weil Sport-Events oder Sporterfolge wichtige Vektoren in allen Fragen nationaler, regionaler oder lokaler Selbstrepräsentation und Außendarstellung sein können. Immer auch wollte sich – wenn es um das Veranstalten eines breit rezipierten Sport- und Medienereignisses ging – das Austragungsland darin wiedererkennen und Selbstbilder in die weite Welt hinaus transportieren, und immer auch wollte sich – wenn es um Erfolge gerade in den publikumsträchtigsten Sportarten ging – die „Große Politik" damit schmücken. Nach innen nämlich lassen sich Polit-Funktionen zumindest in dreierlei Hinsicht erkennen: einmal durch potentiell ablenkend-unterhaltende Effekte, d.h. Menschen vergessen Alltagssorgen und blicken zuversichtlicher in die Zukunft; dann durch mögliche identifikatorische Effekte, d.h. Menschen übertragen den Stolz über Sporterfolge auf ein Regime oder eine Regierung, aus dem kollektiven Hochgefühl erwächst politische Loyalität und Systemstabilisierung; schließlich durch denkbare integrative Effekte, d.h. Menschen verschmelzen im medial vermittelten Sport-Event zu sportlich-telekommunikativen Erregungsgemeinschaften auf der Ebene von „Nations-Nationen", „Nations-Regionen", „Nations-Heimaten", „Nations-Städten", „Nations-Vierteln", etc.[60]

Ob nun die politischen Wirkungen solcher Großereignisse oder Erfolge tatsächlich eine solche Tragweite haben, wie dies offensichtlich – an der Spitze internationaler Verbände wie auf der Bühne der „Großen Politik" – angenommen wird, auch ob sie eine gewisse Nachhaltigkeit besitzen oder gleich wieder verpuffen, ob sie quasi mechanisch abrufbar sind oder nur unter bestimmten Umständen: all das wäre sicher zunächst einmal von Fall zu Fall zu prüfen. Schon ein oberflächlicher Blick auf die

[60] Begriffe „Nations-Nationen", „Nations-Regionen", „Nations-Heimaten", „Nations-Städte", „Nations-Viertel" bei Paul Yonnet, Huit leçons sur le sport, Paris (Gallimard) 2004, S.128.

Geschichte der FIFA legt allerdings zahlreiche Fälle sowohl eigener Politisierung wie auch äußerer Politisierung frei, und dies schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als doch gerade einmal drei Weltmeisterschaften zur Austragung kamen und Fußballsport als „Kapitalphänomen“[61] noch auf den unteren Rängen der FIFA-Agenda rangierte.

Dass die beiden Weltkriege, der zweite viel mehr noch als der erste, die FIFA vor Zerreißproben stellte, und dass auch die Folgeregelungen, vor allem die Frage des Umgangs mit den Verbänden der besiegten Länder hochpolitisch waren, dürfte kaum verwundern. Doch auch die kriegsfreien Jahre bargen durchgängig politischen Zündstoff, z.B. was das konkrete Umsetzen der eisernen Statutenregel „ein-Land-ein-Verband“ anbelangte. Zwar gab es seit 1910 eine prominente, fußballhistorisch begründete britische Ausnahme, da die Insel mit einem englischen, einem schottischen, einem walisischen und einem irischen Mitgliedsverband vertreten war. Doch anderswo stellten sich immer wieder brisante nationale Anerkennungsfragen, schon vor dem Ersten Weltkrieg mit der kurzzeitigen Mitgliedschaft des böhmischen Verbandes, auch danach, als es um das Eingliedern von Nachfolgestaaten der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie ging. Politisch prekärer allerdings gestaltete sich das Abwägen dieses oder jenes Antrages auf Neuaufnahme, manche entschied die FIFA negativ, den der *Palestine Football Association* im Jahre 1928 etwa, andere positiv wie die der *Association of the Irish Free State* im Jahre 1921 oder des franquistischen Alternativverbandes im Juni 1937.

[61] Zur Entwicklung des Fußballsports vom Bürgertums- zum „Massenphänomen“ nach dem Ersten Weltkrieg und zum „Kapitalphänomen“ seit den 1960er Jahren vgl. Henning Eichberg, Sport, in: Hans-Otto Hügel (Hrsg.), Handbuch Populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen, Stuttgart / Weimar (Metzler) 2003, S.430-437 (432).

Hintergrund dieses Falles war der seit dem Militärputsch gegen die Zweite Republik im Juli 1936 tobende Spanische Bürgerkrieg. Im Laufe der Auseinandersetzungen hatte sich der offizielle spanische Fußballverband im Februar 1937 gezwungen gesehen, von Madrid nach Barcelona umzuziehen. Nachdem die Nationalisten im Juni 1937 in San Sebastian einen Konkurrenzverband gegründet hatten, der sich für allein rechtmäßig erklärte, stellte sich die FIFA nicht etwa auf die Seite der Republikaner, sondern saß das Dilemma aus. Vertreter beider Verbände wurden vor die FIFA-Instanzen zitiert, und zum einzigen Mal überhaupt kam es zu einem momentanen Anerkennen zweier Verbände eines Landes. Vermutlich sollte Zeit gewonnen und der Ausgang des Bürgerkrieges abgewartet werden. Als dieser dann Anfang April 1939 tatsächlich endete, erwirkte der Delegierte des faschistischen Italiens im FIFA-Exekutivkomitee Giovanni Mauro, der die Franquisten von Beginn an mit Nachdruck unterstützt hatte, die ausschließliche Anerkennung des Verbandes in San Sebastian. Alles war wieder im Lot![62]

Erste Weltmeisterschaften

Politisiert waren auch die Fußball-Weltmeisterschaften, und dies von Beginn an. Als Vision existierte ein solches Turnier schon länger, erste Konzepte diskutierte die FIFA seit den ersten Jahreskongressen, doch es folgten noch keine Taten. Mit Jules Rimet kam 1921 neuer Schwung in die Debatten, vor allem erwies sich der olympische Fußballwettbewerb, den nun die FIFA eng kon-

[62] Vgl. Eisenberg / Lanfranchi / Mason / Wahl, FIFA 1904-2004, S.276. Zum sportpolitischen Kontext vgl. Teresa Gonzalez Aja, Spanish sports policy in republican and fascist Spain, in: Pierre Arnaud / James Riordan (Hrsg.), Sport and international politics, London (Spon / Routledge) 1998, S.97-113 (98ff., 104).

trollierte, als lukrativ und ausbaufähig. Damit verstärkten sich die politischen Implikationen noch weiter, galt doch der Massensport mehr und mehr als ein Vehikel neuer oder potentieller Identitäten. Angesichts des Widerhalls und der gewaltigen Popularität, die Fußball und besonders solche Großereignisse längst erlangt hatten, ließ es sich jedenfalls kaum vermeiden, dass die „Große Politik“ die Weltmeisterschaften für sich entdeckte und auf der Bühne internationaler Politik zu verhandeln gedachte.

Dies galt schon für die erste WM in Uruguay. Nur um den Hundertjahrfeiern der ersten Verfassung nach der Unabhängigkeit des Landes eine zusätzliche, eine möglichst weltweite Dimension zu verleihen, hatte der Verband Uruguays allergrößte Hartnäckigkeit an den Tag gelegt, um 1930 den Zuschlag für das Weltmeisterschaftsturnier zu bekommen. Der FIFA selbst, die ja weiterhin nicht auf Rosen gebettet war, ging es vor allem um die eigene finanzielle Absicherung, und der zuständige Ausschuss suchte nach einem Austragungsland, das bereit war, sämtliche anfallenden Kosten zu tragen, auch die Reiseaufwendungen sowie ein mögliches Defizit. Im Gegenzug wollte sich die FIFA mit 10% der Einnahmen bescheiden. Uruguay, 1924 und 1928 Fußballsieger der Olympischen Spiele, gab großzügige Finanzgarantien und sicherte sich 1929 auf dem FIFA-Kongress in Barcelona die WM-Erstaustragung. Dabei war klar, dass nur wenige europäische Verbände ernsthaft darüber nachdachten, im kommenden Jahr eine Mannschaft ins ferne Südamerika zu entsenden. Nur Jugoslawien, Rumänien, Belgien und Frankreich sollten schließlich antreten, bis auf die Jugoslawen kamen alle mit ein und demselben Schiff.

Uruguay, als Pufferstaat zwischen Argentinien und Brasilien gegründet, suchte nach kontinentaler und internationaler Anerkennung, zugleich nach „einer heroischen Figur und einem epischen

Moment“[63], die als identitätsstiftender Kitt der Nation fungieren sollten. Eine Fußball-Weltmeisterschaft im Rahmen der Hundertjahrfeiern konnte dazu bestens beitragen, faktisch ging es um ein Sport-Event als Mittel nationaler Selbstrepräsentation und Außendarstellung. Hand in Hand warben Politik und Verband mit dem Prestigeprojekt der WM, dem Bau eines Stadions mit gut 100 tsd. Plätzen in Montevideo: *El Estadio centenario*, eine hochmoderne, architektonisch anspruchsvolle, repräsentative Sportarena. Innerhalb eines Jahres war das *Centenario*-Stadion aus dem Boden zu stampfen, sämtliche Spiele sollten ursprünglich dort ausgetragen werden. Zwar war es trotz aller Anstrengungen bei der Eröffnungsfeier noch nicht fertiggestellt, doch gilt die monumentale Konstruktion noch heute als eines der wichtigsten Symbole nationaler Identität Uruguays. Dass die Heimmannschaft schließlich im Endspiel gegen den Erzrivalen Argentinien die Oberhand behielt, nach einem 1:2 Pausenrückstand vor über 90 tsd. Zuschauern noch mit 4.2 gewann, fachte den Mythos zusätzlich an.[64]

Deutlich weiter gingen die staatspolitischen Ziele, die der italienische Verband und *„Duce“* Benito Mussolini höchstpersönlich mit der Fußball-Weltmeisterschaft 1934 in Italien verbanden. Es galt den Wettbewerb zu nutzen, um das faschistische Regime samt seiner Machthaber in positiveres Licht zu rücken, um weltweit die Vitalität der italienischen Nation zu demonstrieren, auch die organisatorischen Fähigkeiten des Landes und sein technisches Know-how. Dafür spielten neuerlich Fragen des Stadionbaus eine zentrale Rolle, und das Regime hatte deren bedeutende symbolische Funktion schon erkannt, längst bevor es sich um die

[63] Ausführlich dazu Richard Giulianotti, Built by the two Varelas. The rise and fall of football culture and national identity in Uruguay, in: Culture, Sport, Society 2/3,1999) S.134-154 (138f.).

[64] Zum Endspiel vgl. Schulze-Marmeling / Dahlkamp, Die Geschichte der Fußball-Weltmeisterschaft, S.38ff.

Ausrichtung des Weltmeisterschafts-Turniers bewarb. Seit 1925/26 war Italien systematisch daran gegangen, seine Infrastruktur auszubauen, für den Spitzensport wie auch für den Breitensport im Rahmen der staatlichen Freizeitorganisation *Opera Nazionale Dopolavoro* (OND).[65] Jedenfalls standen bald große Stadien mit mehr als 30 tsd. Plätzen zur Verfügung: in Rom, in Mailand, in Turin, in Bologna.

Als Italien den Zuschlag für die WM 1934 erhielt, ließ sich daran verstärkt anknüpfen, und das faschistische Regime scheute keine Kosten für das sportliche Großereignis. Neue Arenen entstanden speziell für die WM, in Neapel oder Trient etwa. Oder das berühmte Stadion des Futuristen Pier Luigi Nervi in Florenz mit seinen freischwingenden externen Wendeltreppen und seiner Mitteltribüne, deren Dach ohne sichtstörende Stützpfeiler auskam.[66] Durchgängig war die politische Instrumentalisierung mit den Händen zu greifen. Das Stadion in Florenz wurde nach einem florentinischen Faschisten benannt, das in Rom nach der nationalfaschistischen Partei, und die Turiner Spielstätte als *Stadio Mussolini* schlicht und ergreifend nach dem *„Duce"* selbst. Acht Stadien standen schließlich zur Verfügung, mit der Eisenbahn, einem anderen Vorzeigeobjekt des Regimes, gelangten Fußballer und Funktionäre, Journalisten und Fans von einem Spielort zum nächsten. Wahrhaft national und wahrhaft faschistisch sollte das Turnier der Welt erscheinen. Es galt Italien als ganz normales, als

[65] Ausführlich zur OND vgl. Kaspar Maase, Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850-1970, Frankfurt (Fischer) 1997, S.181-188; zu Spitzensport und Breitensport vgl. Fabio Chisari, Sports „of" the regime and sports „in" the regime. Mass-sports versus „campionismo" in fascist Italy, in: Gigliola Gori / Thierry Terret (Hg.), Sport and education in history. Proceedings of the 8th ISHPES Congress, Sankt-Augustin (Academia Verlag) 2005, S.280-286.

[66] Vgl. Bertrand Lemoine, Les stades de la gloire, Paris (Gallimard) 2001, S.22f.

ein ganz modernes Land zu präsentieren, das ein solches Event auch organisationstechnisch problemlos zu schultern wusste.[67]

Aber es ging natürlich um mehr noch, um maximalen innen- und außenpolitischen Nutzen. Es ging um internationalen Prestigegewinn durch den mit allen Mitteln – von extremer Brutalität auf dem Platz bis hin zu massivem Druck auf die Schiedsrichter – angestrebten Sporterfolg, und es ging um die innere Bindung der Italiener an das faschistische Regime. Ein Regime, das im populärsten Schausport zu solchen nationalen Großtaten imstande war und dessen fußballerische Botschafter es den „anderen" zeigten. Die italienischen Spieler gewannen das Finale am 10. Juni 1934. Als sie sich nach dem Schlusspfiff dem *„Duce"* zuwandten und die Hand zum faschistischen Gruß ausstreckten, blieb Jules Rimet wie versteinert sitzen, aber auch stumm: eine politische Ausschweifung, für der FIFA-Präsident kein Verständnis aufbrachte. Doch musste der FIFA-Kongress in Stockholm 1932 nicht im Grunde damit rechnen, als Italien den Zuschlag für das Austragen der nächsten Weltmeisterschaft erhielt?

Im Nachhinein konstatierte Rimet, der eigentliche FIFA-Präsident während der Weltmeisterschaft sei Benito Mussolini gewesen.[68] Doch faktisch fand sich der Weltfußballverband – nicht anders als das Internationale Olympische Komitee zwei Jahre später bei der Berliner Olympiade im nationalsozialistischen Deutschland[69] – mit solcherart Regimen ab. Schließlich hatten

[67] Vgl. Eisenberg / Lanfranchi / Mason / Wahl, FIFA 1904-2004, S.114f.; Stefano Pivato, Les enjeux du sport, Paris (Casterman) 1994, S.99-102.
[68] Vgl. Altwegg, Ein Tor im Namen Gottes, S.46.
[69] Vgl. Hans Joachim Teichler, Die Olympischen Spiele Berlin 1936 – eine Bilanz nach 60 Jahren, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B29 (1996) S.13-22 (16ff.); Michael Krüger, Olympische Spiele in Deutschland: ausgefallen, mißbraucht, überschattet, gescheitert, in: Ommo Grupe (Hrsg.), Olympischer Sport. Rückblick und Perspektiven, Schorndorf (Hofmann) 1997, S.71-84 (75ff.).

Sport und Politik ja nichts miteinander zu tun und die FIFA-Oberen im faschistischen Italien doch nur das Verbandsprinzip strikter Neutralität gewahrt. Dass sich dies auch anders sehen ließ, verdeutlichte das französische Publikum, das die Weltmeister von 1934 dann vier Jahre später bei der WM in Frankreich reichlich auspfiff, z.B. im Achtelfinalspiel gegen Norwegen in Marseille, wo zahlreiche italienische Antifaschisten einen Zufluchtsort gefunden hatten.

Die Fußball-Weltmeisterschaft 1938 selbst kam ohne Frage viel unpolitischer daher und fand sich staatlicherseits nicht als ideologische Vitrine missbraucht. Die Sorgen der Organisatoren waren eher andere: schlechtes Abschneiden beim Vergleich mit dem italienischen Organisationserfolg und den modernen Sportarenen dort, aber auch die begrenzten „Fußballkünste" des französischen Teams und der möglicherweise mangelnde Zuschauerzuspruch im Land. Und dennoch war Politik von Anfang an zugegen, in Frankreich selbst, wo vor gerade einmal zwei Monaten das Volksfront-Experiment zuende gegangen war, besonders aber auf der internationalen Bühne. Das Klima der späten 1930er Jahre war mehr als vergiftet und warf lange Schatten voraus. In Spanien herrschte ein blutiger Bürgerkrieg, der Böses ahnen ließ, der qualifizierte WM-Teilnehmer Österreich trat nicht an, da das Land nun zu Deutschland gehörte, was Schweden in der 1. Runde ein Freilos bescherte und der nun „großdeutschen" Mannschaft viele Pfiffe einbrachte, als die Spieler vor dem Anstoß gegen die Schweiz den Nazi-Gruß entboten.[70] Ein anderer Teilnehmer, die Tschechoslowakei, stand vor dem territorialen „Ausverkauf".

Die WM mochte der FIFA im Rückblick als Erfolg erscheinen,

[70] Zur Politisierung des Spiels im Vorfeld wie im Nachhinein vgl. Fabian Brändle / Christian Koller (Hrsg.), Goooal!!! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs, Zürich (Orell Füssli Verlag) 2003, S.145-153.

doch schien der nächste Weltkrieg schon ein wenig anzuklopfen. Natürlich konnte daran weder der Weltverband noch der Fußball als solcher etwas ändern. Die FIFA-"Politik" war ein fortwährender Drahtseilakt in solch zugespitzten diplomatischen Krisensituationen. Einmal führte der Ehrgeiz, sich global zu etablieren und das Regelwerk zu diktieren, immer wieder zu Ansätzen, ideologische Spannungsverhältnisse zu transzendieren. Zum anderen begab sich die FIFA damit auf brüchiges Terrain und lief Gefahr, dass der Neutralitätsdiskurs in prinzipienlose Mittelwege, Formelkompromisse und Anbiederungsversuche gegenüber Regimen mündete, die hehre Grundsätze des Weltfußballverbandes mit Füßen traten und die Schaffung einer globalen „Fußballfamilie", von der Jules Rimet gern sprach, konterkarierten.

Als zunächst naiv, später neutral-wohlwollend lässt sich das Verhalten der FIFA gegenüber dem Nationalsozialismus kennzeichnen. Schon vor der Machtübernahme Adolf Hitlers war ein Länderspiel Deutschland gegen Frankreich für den 5. März 1933 in Berlin angesetzt worden. Angesichts der Neuwahlen, die der Reichskanzler für diesen Tag festgelegt hatte, fand das Spiel 14 Tage später statt, am 19. März 1933. Die befürchteten Zwischenfälle rund um das Berliner Grunewaldstadion blieben aus. Das Sicherheitskonzept der Polizei ging auf, das französische Team erhielt freundlichen Beifall, und auch die abgespielte Marseillaise übertönten keine Pfiffe des Publikums. Dass sich Deutschland sichtbar verändert hatte, ließ sich schon an den vielen schwarz-weiß-roten Fahnen und Hakenkreuzbannern ablesen, die an den Stadionmasten baumelten. Auch an den SA-Kräften, die das Ordnungspersonal verstärkten, und an der vertretenen Parteiprominenz im Stadion.

Von SA-Terror auf den Straßen aber keine Spur. Genauso wenig von der brutalen Unterdrückung der Sozialdemokraten und Kommunisten seit der Verordnung „Zum Schutze des deutschen Volkes" vom 4. Februar, geschweige denn von den Grundrechts-

außerkraftsetzungen durch die Verordnung „Zum Schutz von Volk und Staat“ vom 28. Februar. Auch nicht von den Wahlkampfausschreitungen und der Behinderung noch bestehender Parteien im Vorfeld des 5. März oder von der Gleichschaltung noch nicht nationalsozialistischer Länder in den Tagen nach den Wahlen. Kurz: wer Augen hatte zu sehen, wer Ohren hatte zu hören! Jules Rimet allerdings fand sich – ob des friedlich-reibungslosen Ablauf des Länderspiels und des völkerverständigungsfreundlichen Ergebnisses von 3:3 unentschieden – bestätigt in seiner Einschätzung und Grundhaltung. Auf dem Bankett im Anschluss an die Partie lobte der FIFA- und FFF-Präsident die vorbildliche Ruhe und Ordnung im Umfeld des Spiels als allerbesten Beweis für den hohen Kulturstand des deutschen Volkes und kündigte an, künftig falsche Aussagen über Deutschland in Frankreich korrigieren zu wollen.[71]

Allerdings machte es die nationalsozialistische Annexionspolitik in Europa der FIFA immer schwerer, eine neutrale Linie nachvollziehbar aufrechtzuerhalten, zumal doch mit Giovanni Mauro und Peco Bauwens regimetreue Sachverwalter der Mussolini- bzw. Hitler-Politik das Exekutivkomitee „schmückten“.[72] Was war wichtiger, eine klare politische Haltung an den Tag zu legen oder die Spaltung des Weltverbandes zu verhindern? Letzteres erschien bedeutsamer wie sich an vielen Beispielen zeigen lässt, etwa an der positiven Behandlung nationalsozialistisch inspirierter Beitrittsgesuche durch einen slowakischen Verband im

[71] Vgl. Gerhard Fischer / Ulrich Lindner, Stürmer für Hitler. Vom Zusammenspiel zwischen Fußball und Nationalsozialismus, Göttingen (Die Werkstatt) 1999, S.87f.; Hans-Joachim Teichler, Stationen der deutsch-französischen Sportbeziehungen von 1933 bis 1943, in: Jean-Michel Delaplace / Giselher Spitzer / Gerhard Treutlein (Hrsg.), Sport und Sportunterricht in Frankreich und Deutschland in zeitgeschichtlicher Perspektive, Aachen (Meyer & Meyer Verlag) 1994, S.57-75 (58).

[72] Vgl. Eisenberg / Lanfranchi / Mason / Wahl, FIFA 1904-2004, S.277, a.i.f.

Frühjahr 1939, durch einen kroatischen und einen norwegischen Verband 1940. Wieder fand sich die FIFA ab, diesmal mit der durch Gewalt und Krieg neuvermessenen europäischen Landkarte. Auch sprachlich verabschiedete sich der Weltverband – der Briefverkehr der Kriegsjahre verdeutlicht dies – aus dem Tagesgeschehen und bemühte sich, die Dinge möglichst nicht beim Namen zu nennen.

Die FIFA lavierte durch den Zweiten Weltkrieg, auch wegen der der ständigen Sorge um das eigene Auseinanderbrechen und wegen einer internationalen Konfliktlage, die sich verbandsintern widerspiegelte. Peco Bauwens intervenierte mehrere Male vergeblich bei Yvo Schricker, um den Plänen der Reichssportführung zur Gleichschaltung der FIFA und deren Einbindung in den NS-Sport Nachdruck zu verleihen, doch wehrte der Generalsekretär solche Ansinnen konsequent ab.[73] Erst im Jahre 1942, als eigentlich die vierte Fußball-Weltmeisterschaft in Deutschland stattfinden sollte, freilich wegen anderer deutscher „Großtaten" auf Schlacht- statt Fußballfeldern nicht mehr konnte, erfolgte der Ausschluss des DFB aus der FIFA.

Rein organisatorisch waren die Kriegsjahre für die FIFA im Grunde erfolgreich, denn trotz aller Miseren und Zumutungen überlebte der Verband als intaktes Ganzes. Das vorsichtige Taktieren in nationalen Fragen oder auch gegenüber der Sowjetunion hielt sämtliche Zukunftsoptionen offen. Zugleich schaute die FIFA unter dem Rubrum der Neutralität politisch weg und tolerierte Ideologien und Praktiken, die sich fernab der ständig proklamierten Werte und Ideale bewegten. Der zu zahlende Preis war hoch.

---

[73] Vgl. Franz-Josef Brüggemeier, Zurück auf dem Platz. Deutschland und die Fußball-Weltmeisterschaft 1954, München (DVA) 2004, S.30-35; Nils Havemann, Fußball unterm Hakenkreuz. Der DFB zwischen Sport, Politik und Kommerz, Frankfurt / New York (Campus) 2005, S.244-254.

Vernetzungen und Projektionsflächen

Immer schon hat sich – national wie international – verbandsmäßig organisierter Massensport gern als unpolitisch und neutral definiert: es gebe keinen demokratischen oder autoritären Elfmeter, keinen kommunistischen oder faschistischen, keinen katholischen oder protestantischen, keinen männlichen oder weiblichen, auch keinen französischen oder deutschen, es gebe nur *den* Elfmeter. Moderner Sport,[74] der sich seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts von England aus über den Globus ausbreitete, mag offiziell unschuldig und harmlos daherkommen, kann es aber angesichts seiner zwangsläufig engen Vernetzung mit politischen und gesellschaftlichen Strukturen und Entwicklungen nie sein.[75]

Ein solches wechselseitiges Durchdringen von Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur gilt sowohl für Sport als Institutionensystem als auch für Sport als Tätigkeitssystem. Für Sport als Institutionensystem, d.h. für die Gesamtheit seiner Träger und Organisationen auf internationaler, nationaler, regionaler und lokaler Ebene sowie für deren Verflechtung mit anderen gesellschaftlichen oder staatlichen Einrichtungen. Für Sport als Tätigkeitssystem, d.h. für kulturelle Praktiken des Sporttreibens unter Spitzensport- oder Breitensportbedingungen sowie für kulturelle Praktiken des Sportkonsumierens, die – an der Wettkampfstätte oder vor dem

[74] Als weiterhin prägnanteste Darstellung zur Abgrenzung des modernen Sports von antiken, mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Sport- und Spielformen vgl. Allen Guttmann, Vom Ritual zum Rekord. Das Wesen des modernen Sports, Schorndorf (Hofmann) 1979, S.25-62; daneben Michel Caillat, Sport et civilisation. Histoire et critique d'un phénomène social de masse, Paris (L'Harmattan) 1996, S.14-27.

[75] Dazu die zu Recht dezidierte Position von Michael Krüger, Zehn Thesen zur Entwicklung der deutschen Sportgeschichte. Anmerkungen zu Christiane Eisenberg, in: Sport und Gesellschaft 1, 2004, S.84-91 (85).

Fernsehgerät – durchaus als aktive Aneignungs- und Sinngebungsprozesse durch den Einzelnen zu verstehen sind.[76]

Dahinter steckt die gewaltige Mobilisierungskraft des modernen Sports, die sich – mit gewissen länderspezifischen Ungleichzeitigkeiten – seit den Anfängen des massenkulturellen Zeitalters in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auszubilden begann und die in den 1920er / 1930er sowie den 1950er / 1960er Jahren, dann noch einmal in den 1980er Jahren neuerliche Schübe hin zu einem planetären Phänomen erfuhr. Eine enorme soziale Nachfrage entstand nach sportlichem Spektakel durch Andere wie auch nach eigenem sportlichen Betätigen in allen erdenklichen Ausdrucksformen, vielfach geknüpft an persönliche Vorlieben, Lebensstile und Identitätsentwürfe.

Demzufolge meinte und meint Sport eben viel mehr als neutrale, unschuldige, harmlose Gesten, Bewegungen und Techniken, nämlich – im Zusammenspiel von Sportlern und Anhängern, von Politik und Funktionären, von Unternehmen und Medien – einen Bedeutungsraum, eine Projektionsfläche für kollektive Fantasien, Sehnsüchte und Bedürfnisse der Menschen.[77] Moderner Sport, das war und ist ein *„porteur de représentations du monde“*,[78]

---

[76] Dazu die subtile Unterscheidung zwischen aktiven Sporttreibenden (*„les pratiquants sportifs pratiquants“*) und nicht-aktiven Sporttreibenden (*„les pratiquants sportifs non pratiquants“*) bei Yonnet, Huit leçons sur le sport, S.35f.

[77] Vgl. Thomas Alkenmeyer, Sport und Alltagskultur in der Nachkriegszeit, in: Die Gründerjahre des Deutschen Sportbundes. Wege aus der Not zur Einheit, hrsg. v. Deutschen Sportbund, Bd.2, Schorndorf (Hofmann-Verlag) 1991, S.157-165 (157); Christian Bromberger, Passions pour „la bagatelle la plus sérieuse du monde“: le football, in: ders. (Hrsg.), Passions ordinaires. Football, jardinage, généalogie, concours de dictée... , 2. Auflage, Paris (Hachette) 2002, S.271-307 (271-275).

[78] Vgl. Michel Caillat, Un inconscient social, in: Le Nouvel Observateur, Hors-série n°60: La ferveur sportive, Octobre / Novembre 2005, S.9.

eine Chiffre für maßgebliche Tendenzen des politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Wandels seit Mitte des 19. Jahrhunderts und damit eine Art „individueller wie gesellschaftlicher Index der Geschichte“.[79]

Und unausbleiblich – das sollten die Ausführungen über die Frühgeschichte der FIFA veranschaulichen – war auch das daraus erwachsende Spannungsverhältnis zwischen sportlichem Unabhängigkeitsanspruch und politischem „Stellungnehmen-Müssen“ bzw. „Vereinnahmt-Werden“. Ein Sport samt seinen Verbänden, der sich – eher in der Akteursrolle – oftmals selbst politisierte, weil unweigerlich eben *auch* politisch relevante Beschlüsse zu fällen waren, und die zugleich häufig – eher in der Opferrolle – äußerer Politisierung anheim fiel, weil *die* Politik von jeher publikumsträchtige Sportarten, sportliche Großereignisse oder herausragende Sporterfolge gern für eigene Zwecke und nationale Anliegen instrumentalisiert hat. Ein Sport samt seinen Verbände letztlich, der doch in der historischen Realität fortwährend Gefahr lief, im Kontext unterschiedlicher Formen und Dimensionen innerer wie äußerer Politisierung seine Unschuld aufs Spiel zu setzen, und der dann aber auch bereit sein muss, sich kritisch daran messen zu lassen.

[79] Vgl. Peter Kühnst, Sport – Eine Kulturgeschichte im Spiegel der Kunst, Dresden (Verlag der Kunst) 1996, S.9.

Nils Havemann

Fußball unterm Hakenkreuz

Ich freue mich, hier einen Vortrag über ein Thema halten zu dürfen, dessen Brisanz auf der Hand liegt: Fußball unterm Hakenkreuz.

Die große Anteilnahme der Öffentlichkeit an diesem Thema ist leicht erklärbar. Die Frage, was die Nationalsozialisten, die gemeinhin als die Inkarnation des Bösen gelten, mit des Deutschen liebstem Kind – dem Fußball – gemacht haben, übt einen gewissen Reiz aus. Dies um so mehr, als die Fußballbegeisterung nach der FIFA-Entscheidung, die WM 2006 an Deutschland zu vergeben, einen weiteren Kick erhalten hat. Dies äußerst sich nicht nur in ständig steigenden Zuschauerzahlen, sondern auch in einer Fülle von Büchern, die seit dem Jahre 2000 erschienen sind und die sich in unterschiedlicher Form den verschiedenen Facetten dieses Kulturphänomens Fußball zu nähern versuchen.

Angesichts der wachsenden Sporteuphorie konnte es nicht ausbleiben, dass nun auch die Historiker dieses Thema für sich entdeckt haben, nachdem es in den Jahrzehnten zuvor doch eher als trivial galt, sich mit dem Geschehen rund um den Fußballsport auseinander zu setzen. Viele Historiker geben als Grund für ihr gestiegenes Interesse nicht selten an, dass sich aus der Erforschung der Fußballgeschichte allgemeine Schlüsse über den Zustand der Gesellschaft in der jeweiligen Zeit ziehen lassen. Dies ist sicherlich eine gewagte These, deren Gültigkeit – wenn überhaupt – erst in ein paar Jahren überprüft werden kann.

Was die Geschichte des Fußballs unterm Hakenkreuz anbelangt, so neigten Teile der Öffentlichkeit bislang zu einer Skandalisierung dieses Themas. Dies war vornehmlich darauf zurückzuführen, dass der Deutsche Fußball-Bund es lange Zeit versäumt hat-

te, sich diesem Thema zu stellen. Noch im Jahr 2000 gab er anlässlich seines hundertjährigen Bestehens einen Geschichtsband heraus, in dem die Zeit des „Dritten Reiches“ sehr stiefmütterlich behandelt wurde. Dies nährte den Verdacht, dass der DFB hinsichtlich seiner Geschichte zwischen 1933 bis 1945 vielleicht noch mehr zu verbergen hatte als bedeutende Unternehmen wie die Deutsche Bank, VW, Thyssen, Krupp, die Allianz oder die vielen anderen großen deutschen Konzerne, die spätestens in den neunziger Jahren dazu übergegangen waren, mehr oder weniger freiwillig ihre Archive zur Aufarbeitung des nationalsozialistischen Kapitels ihrer Vergangenheit zu öffnen.

Wirtschaftliche Bedeutung der „Fußlümmelei“ von Beginn an

Es mag auf den ersten Blick überraschen, dass an dieser Stelle eine Organisation wie der DFB, der als Dachverband eines populären Volkssportes fungiert, im gleichen Atemzug mit großen Konzernen genannt wird. Immerhin handelt es sich beim DFB formal gesehen nicht um einen Betrieb zur Erstellung von Sachgütern oder Dienstleistungen, dessen Ziel es in einem marktwirtschaftlichen System sein muss, möglichst hohe Gewinne zu erzielen. Der DFB wählte bei seiner Gründung im Jahre 1900 die Rechtsform eines Vereins, der sich einem idealistischen Ziel verschrieb, nämlich der Förderung und Organisation des deutschen Fußballsports zur Aufrechterhaltung der Volksgesundheit. Dennoch ist es für das Verständnis des Fußballs in der Zeit des Nationalsozialismus erforderlich, sich zunächst einmal zu verdeutlichen, dass der DFB und die ihm angehörenden Vereine auch betriebswirtschaftliche Einheiten waren und dass ihre Vorsitzenden entsprechend dachten.

Vielleicht haben einige von Ihnen davon gehört, dass im Fußballsport am Anfang des 20. Jahrhunderts bis weit in die fünfziger Jahre hinein eine nationale, bisweilen sogar nationalistische und

militaristische Mentalität vorherrschend war. Selbstverständlich gab es auch solche Töne im Fußball: Vor allem am Vorabend und während des Ersten Weltkrieges verfielen die führenden Repräsentanten des deutschen Fußballs Wilhelminischen Großmachtphantasien. Doch insgesamt blieben martialische oder chauvinistische Töne von Seiten der Verbands- und Vereinsfunktionäre eher die Ausnahme. Und dies hatte einen einfachen Grund: das Geld.

Das Geld spielte von Anfang an deshalb eine so bedeutende Rolle im Fußball, weil sich dieser junge Sport zunächst einmal die Grundlagen für seine Ausübung schaffen musste. Für Vereine und Verbände galt es, Mitglieder zu werben, Sportgeräte anzuschaffen, sich zu organisieren, Fahrtkosten zu decken und vor allem für viele Sportplätze zu sorgen, auf denen die zumeist jungen Anhänger dieses neumodischen Sportes ihrer, wie es damals gelegentlich hieß, „Fußlümmelei“ nachgehen konnten. Deshalb gingen Vereine und Verbände schon in der Wilhelminischen Zeit rasch dazu über, von den Zuschauern Eintrittsgeld zu nehmen. Beim ersten Endspiel um die deutsche Fußballmeisterschaft am 31. Mai 1903 kamen 500 zahlende Zuschauer nach Hamburg-Altona, wo auf einem Exerzierplatz, den man mit Tauen zu einem Fußballfeld umfunktioniert hatte, der VfB Leipzig den DFC Prag mit 7:2 abfertigte. Beim Endspiel 1911 waren es schon rund 12 000 Zuschauer, und nach dem Ersten Weltkrieg, in den „goldenen zwanziger Jahren“ kamen schon in den Vorrundenspielen häufig über 60 000 Zuschauer zu den Spielen.

Und mit dieser großen Begeisterung für den Fußballsport wurde ein beachtlicher Geldkreislauf in Gang gesetzt. Wenn mit den Einnahmen aus dem Verkauf von Eintrittskarten Schuhe, Trikots und Bälle angeschafft wurden, so freute sich darüber zunächst die Textilindustrie, die in einem marktwirtschaftlichen System ihre Produkte nicht zum Selbstkostenpreis überließ, sondern beim Verkauf selbstverständlich einen Gewinn einkalkulierte. Wirte, Metzger

und Tabakhändler erkannten schon bald, dass der Zuschauer beim Spiel auch gerne essen, trinken und rauchen wollte. Sie stellten daher im nahen Umkreis der Fußballplätze ihre Stände auf, wo sie sich angesichts des Massenauflaufs über ungeahnte Umsätze freuten. Da Grundstücke schon in der Kaiserzeit nicht umsonst waren, wollten Grundbesitzer für die Überlassung von Rasenplätzen, auf denen die Spiele ausgetragen werden konnten, ihren Anteil an den Einnahmen haben. Selbstverständlich entdeckten schnell auch tüchtige Verleger, dass sich Zeitungen, die sich nur mit dem Fußball beschäftigten, hervorragend verkaufen ließen. Und clevere Unternehmen nutzten die wachsende Popularität des Sports, um in den Stadien und Zeitungen für ihre Waren und Dienstleistungen zu werben. Kurz: Schon in der Weimarer Zeit hatte der Fußballsport eine enorme ökonomische Bedeutung und wies all die charakteristischen Merkmale auf, von denen viele meinen, dass es sie erst seit 1963, also seit Einführung der Fußballbundesliga, gibt.

In einem solchen Umfeld hatte ein kriegerischer Nationalismus in den Führungsetagen des deutschen Fußballsports nur wenig Platz, zumal Länderspiele oder Spiele gegen ausländische Vereinsmannschaften in der Weimarer Zeit häufig noch populärer waren als Spiele um die deutsche Meisterschaft. Sicherlich gab es damals auch den einen oder anderen Funktionär, der den Fußballsport ideologisch überhöhen wollte und nationalistisches und rassistisches Gedankengut in diesen Sport hineinzutragen versuchte. Doch die allermeisten Vereins- und Verbandsfunktionäre waren in der Regel fußballbegeisterte Geschäftsleute bzw. geschäftstüchtige Fußballbegeisterte. Sie unterhielten in der Weimarer Zeit hervorragende Kontakte ins Ausland und hatten trotz einer nationalen Grundhaltung mit dem spezifisch nationalsozialistischem Gedankengut zumeist nichts zu schaffen. Im Gegenteil: Die führenden Sportideologen der NSDAP beklagten sich noch bis in das Jahr 1936 hinein kontinuierlich über die ausgeprägte materialistische,

internationalistische und pazifistische Grundhaltung der führenden Repräsentanten des deutschen Fußballsports.

Wie berechtigt diese Klage der Nazis war, lässt sich beispielsweise an zwei Figuren festmachen, die 1933 die beiden wichtigsten Repräsentanten des Deutschen Fußball-Bundes waren. Der damalige Präsident des DFB Felix Linnemann war ein verhinderter Jurist, der nach seinem abgebrochenen Studium seine Berufung bei der Kriminalpolizei fand. Zweifellos war Linnemann auch aufgrund seiner Tätigkeit als Polizist ein Mensch, der in autoritären Kategorien dachte und angesichts der bedrückenden gesellschaftlichen Probleme in Deutschland während der Weltwirtschaftskrise den Parlamentarismus der Weimarer Republik mit kritischen Augen betrachtete. Doch Nationalismus oder Rassismus war ihm ebenso fremd wie dem DFB-Geschäftsführer Georg Xandry, der sich in der Weimarer Zeit für die linksliberale DDP bzw. für die Deutsche Staatspartei einsetzte. Gemein war ihnen ein unternehmerischer Geist, der vornehmlich darauf ausgerichtet war, für die eigene, rasch wachsende Organisation optimale Bedingungen zu schaffen. Immerhin zählte der DFB Ende 1932 mehr als eine Million Mitglieder, die in etwa 8600 Vereinen organisiert waren. Jedes Jahr kamen rund 40 000 neue Mitglieder hinzu. Sowohl Linnemann als auch Xandry wussten, dass ein DFB, der sich für konkrete ideologische Ziele einsetzen würde, seine integrative Kraft eingebüßt und seine Mitglieder an andere Verbände verloren hätte.

Begeisterung bei DFB-Funktionären für die „Machtergreifung“

Doch trotz dieser ideologischen Differenzen zwischen den führenden Repräsentanten des DFB und den Nationalsozialisten stellte sich der deutsche Fußballsport im Frühjahr 1933 nahezu

geschlossen hinter Adolf Hitler. Um diese nahezu einhellige Begeisterung für die „Machtergreifung“ verstehen zu können, muss man zunächst die spezifische Situation betrachten, in der sich der DFB und die ihm angeschlossenen Vereine in den Jahren zuvor befanden. Die Weltwirtschaftskrise hatte den gesamten deutschen Sport an den Rand des finanziellen Ruins gebracht. Die Folgen des gesamtwirtschaftlichen Kollapses wirkten sich negativ auf die finanzielle Situation der Vereine aus, die in den bitteren Jahren nach 1929 teilweise ihren Sportbetrieb einstellen mussten, weil sie hoffnungslos überschuldet waren.

Interessanterweise offenbaren sich bei der Betrachtung der einzelnen Vereinsgeschichten erstaunliche Kontinuitäten, die die Frage aufwerfen, ob es nicht in jedem Club eine spezifische Vereinsmentalität gibt, die von Generation zu Generation tradiert wird. Der SV Werder Bremen beispielsweise war schon damals ein sachlich und unauffällig geführter Club, der seinen Aufstieg zur nationalen Spitze langfristig plante; Bayern München gehörte schon damals zu den wenigen finanziell solide geführten Clubs; Vereine wie der 1. FC Nürnberg, Hertha BSC Berlin oder der VfB Stuttgart sind nicht erst heute trotz beachtlicher sportlicher Erfolge knapp bei Kasse, sondern schrammten schon in der Weimarer Zeit immer knapp an der Pleite vorbei. Und der FC Schalke 04 sorgte nicht erst seit den siebziger Jahren für manchen Skandal, sondern pflegte schon Anfang der dreißiger Jahre eine eigenwillige Buchführung.

Nach 1933 erholte sich der Sport ähnlich wie die Volkswirtschaft von der schweren Depression und erlebte einen gewaltigen Aufschwung. Wenngleich die Gründe für diesen Aufschwung vielfältiger Natur waren, lag im damaligen Bewusstsein der Zusammenhang zwischen dem politischen Umbruch und der unverhofften Blüte des Fußballs auf der Hand. Immerhin hatte Hjalmar Schacht, seit März 1933 Präsident der Reichsbank, zur Bekämp-

fung der Arbeitslosigkeit den Geldhahn mit einer Politik des „deficit spending“ aufgedreht und die finanzielle Situation von Ländern und Gemeinden durch umfangreiche Kredite verbessert. Dadurch kamen auch Fußballvereine wieder in den Genuss einer stärkeren staatlichen Förderung, die in den Krisenjahren deutlich verringert worden war. Die durch die allgemeine Konjunkturzyklik begünstigte Wirtschaftspolitik und die damit verbundenen positiven Folgen für den Arbeitsmarkt entlasteten mittelbar die zumeist überschuldeten Vereine.

Außerdem profitierte der Fußballsport nach 1933 von der Gigantomanie des Nationalsozialismus, der zur Mobilisierung der Massen auf große Arenen setzte. Städte wie Köln, Stuttgart, Breslau, Hannover oder Hamburg gingen dazu über, das Fassungsvermögen ihrer Stadien zu vergrößern, und konnten dadurch einem gesteigerten Zuschauerinteresse an sportlichen Veranstaltungen Rechnung tragen. Diese baulichen Maßnahmen gingen einher mit einer außerordentlich sportfreundlichen Gesetzgebung, mit der die Nazis die Leibesübungen in Deutschland zu stärken beabsichtigten.

Dieser gewaltige Aufschwung im deutschen Fußball war zum Beispiel für den damaligen deutschen Reichstrainer Otto Nerz der entscheidende Grund, sich dem Nationalsozialismus zuzuwenden. Nerz war insofern ein interessanter Mann, als er sich noch bis Ende 1932 zur SPD bekannt hatte. Er war das, was heute gemeinhin als ein Linksintellektueller bezeichnet wird. Er las eifrig Marx und Hegel, sympathisierte mit sozialistischen Gedanken und verteufelte den Kapitalismus, was ihn allerdings nicht daran hinderte, sich von den von ihm verfemten Kapitalisten großzügig bezahlen zu lassen. Nach 1933 wurde er zu einem glühenden Anhänger Adolf Hitlers und zu einem fanatischen Antisemiten.

Konflikt um die Professionalisierung des Fußballs

Ein weiterer Grund dafür, dass sich insbesondere die führenden Repräsentanten des Deutschen Fußball-Bundes nach 1933 hinter das nationalsozialistische Regime stellten, war der seit den frühen zwanziger Jahren schwelende Konflikt um den Berufsfußball. Das Berufsspielertum, das in Ländern wie England oder Österreich längst eine Selbstverständlichkeit war, versuchte der DFB damals vornehmlich aus steuerrechtlichen Gründen und aus Furcht vor einer Spaltung des deutschen Fußballs zu unterdrücken. Anfang 1933 zeichnete sich ab, dass der DFB den Kampf gegen das Profitum verlieren würde, da die großen Vereine, die leistungsstarken Spieler und auch große Teile der Öffentlichkeit der verlogenen Verhältnisse im deutschen Fußballsport überdrüssig waren. Sie alle erkannten, dass es längst eine Form des Berufsfußballs gab, bei der die verbotenen Zahlungen an die Spieler nur unter Inkaufnahme erheblicher strafrechtlicher Risiken möglich war.

Die Entwicklung lief daher Anfang der dreißiger Jahre auf eine Spaltung des deutschen Fußballs hinaus: Auf der einen Seite standen die großen und populären Vereine wie Eintracht Frankfurt, Bayern München, die Spielvereinigung Fürth, der VfB Stuttgart, der Karlsruher FV und der VfR Mannheim. Sie drohten im Oktober 1930 mit ihrem Austritt aus dem DFB, falls sich der Dachverband weiterhin weigern sollte, den Berufsfußball zu erlauben. Auf der anderen Seite befanden sich der DFB und die kleineren Vereine, die auf den Erhalt der Steuerprivilegien zur Finanzierung des breiten, aber unwirtschaftlichen Amateurbereiches angewiesen zu sein glaubten. Ihnen war die besondere Problematik der großen Clubs insofern fremd, als sie sich nicht mit den finanziellen Ansprüchen der Spitzenkicker auseinander zu setzen hatten. Denn diese scheuten sich nicht, auch zum Konkurrenzclub zu wechseln, falls die Höhe der Prämien nicht ihren Vorstellungen entsprach.

In gewisser Hinsicht erinnerte die Lage im deutschen Fußball am Vorabend der nationalsozialistischen „Machtergreifung“ an die Situation Mitte der 1990er Jahre, als sich der Streit zwischen den großen Vereinen auf der einen und dem Amateurbereich auf der anderen Seite um die Verteilung der Fernseh-Gelder verschärfte. Die Gründung einer Deutschen Fußball Liga (DFL), die seit dem 1. Juli 2001 eigenverantwortlich und in Trennung vom Amateurbereich des deutschen Fußballs das operative Geschäft für die Bundesliga und die 2. Bundesliga führt, lag bereits Anfang der dreißiger Jahre in der Luft. Eine solche Organisation, in der die großen und reichen Vereine sich zusammenfinden, um die eigenen Interessen besser durchsetzen zu können, wäre wahrscheinlich bereits 1933 entstanden, wenn Adolf Hitler nicht in jenem Jahr zum Reichskanzler ernannt worden wäre.

Mit der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler wurden die Karten in diesem mit harten Bandagen geführten Konflikt neu zugunsten des DFB gemischt. Die Nationalsozialisten verboten das Profitum vornehmlich mit Blick auf die Olympischen Spiele von 1936, bei denen nur Amateure zugelassen waren und bei denen sich das „Dritte Reich“ der Welt als ein leistungsstarker Staat präsentieren wollte. Mit dieser Entscheidung gegen das Berufsspielertum konnte sich der DFB zunächst konsolidieren.

Der dritte Grund für das große Einverständnis mit dem NS-Regime war die Tatsache, dass der DFB als großer Sieger aus der „Gleichschaltung“ hervorging, die nach 1933 auch den Fußball erfasste. Denn die Integration des DFB in den 1934 proklamierten Deutschen Reichsbund für Leibesübungen war für den Verband mit zahlreichen Vorteilen verbunden. Zunächst wurde das „Führerprinzip“ eingeführt, das aus der Perspektive der führenden Funktionäre der lästigen Rücksichtnahme auf Partikularinteressen ein Ende bereitete und schnelle Entscheidungen ohne den mühsamen Weg durch alle Instanzen einer großen Organisation

ermöglichte. Darüber hinaus wurden nach 1933 nicht nur die mit dem DFB konkurrierenden Arbeitersportorganisationen zerschlagen, sondern auch die sieben DFB-Landesverbände aufgelöst, die zuvor großen Wert auf ein hohes Maß an Eigenständigkeit gelegt hatten. An die Stelle der Landesverbände traten 16 straff organisierte Gaue, deren Grenzverlauf hauptsächlich nach landsmannschaftlichen Kriterien festgelegt wurde. An ihrer Spitze standen die Gaufachwarte, die zwar formal vom Reichssportführer bestätigt werden mussten, aber vom DFB-Führer allein bestimmt wurden. Trotz der Gleichschaltung blieben sowohl der DFB als auch die ihm angehörenden Vereine in ihrer Substanz erhalten und konnten bis zu den Olympischen Spielen von 1936 weitgehend selbstständig ihren Interessen nachgehen.

Die Verfolgung jüdischer Fußballer: Das Schicksal von Julius Hirsch

Während der deutsche Fußballsport nach 1933 einen ungeahnten Aufschwung erfuhr und auch auf internationaler Ebene erstmals große Erfolge feierte, begann für die jüdischen Fußballspieler und Funktionäre ein langer Leidensweg. Der Sport war in dieser Hinsicht ein Spiegelbild der gesellschaftlichen Verhältnisse. Von den etwa 550 000 Juden, die 1933 in Deutschland lebten, trieben rund 65 000 in Vereinen Sport. Die meisten von ihnen waren in den weltanschaulich neutralen Verbänden organisiert, und nur eine Minderheit gehörte jüdischen Bewegungen wie Bar Kochba oder Makkabi an. War Hass auf Juden vor 1933 längst nicht überall gesellschaftsfähig, so brach nach der „Machtergreifung“ über die Vereine und Verbände eine antisemitische Welle herein. Die Deutsche Turnerschaft, der Deutsche Schwimmverband, der Verband Deutscher Faustkämpfer sowie zahlreiche andere Landessportverbände erließen bereits im April 1933 verbandsinterne

„Arier-Paragraphen“, die den Vereinen vorschrieben, alle jüdischen Sportler von ihren Mitgliederlisten zu streichen.

Der DFB verlangte im April 1933 nicht den Ausschluss aller Juden, sondern forderte die Vereine dazu auf, jüdische Funktionäre ihrer Ämter zu entheben, jüdische Spieler hingegen aber weiter in den eigenen Reihen zu tolerieren. Viele Fußballvereine hielten sich allerdings nicht an diese Anweisung und beschlossen, alle jüdischen Sportler aus den Clubs auszuschließen. Es gab aber auch einige Vereine, die sich diesem Ungeist widersetzten. Das bekannteste Beispiel dafür war der FC Bayern München, dessen jüdischer Präsident Kurt Landauer zwar 1933 zurücktreten musste, aber aufgrund seiner großen Beliebtheit bis etwa 1937 großen Einfluss auf den Kurs des Vereins ausüben konnte. Die ausgeschlossenen jüdischen Fußballspieler traten jüdischen Vereinen bei, denen das NS-Regime mit Rücksicht auf die Olympischen Spiele sportliche Aktivitäten erlaubte. Allerdings waren die jüdischen Vereine im Alltag Schikanen jedweder Art ausgesetzt und wurden 1938/39 aufgelöst. Die jüdischen Fußballspieler flohen ins Ausland oder wurden in den Kriegsjahren im Zuge der „Endlösung“ ermordet.

Das bekannteste Beispiel dafür war Julius Hirsch vom Karlsruher FV. Hirsch, der als erster jüdischer Fußballer im deutschen Nationaltrikot vor dem Ersten Weltkrieg sieben Länderspiele bestritten hatte, erlitt alle Stufen der nationalsozialistischen Verfolgung. Nachdem er 1925 die aktive Laufbahn beendet hatte, erklärte er im April 1933 seinen Austritt aus dem Verein. Dabei brachte er sein Unverständnis und seine Verbitterung darüber zum Ausdruck, dass den Juden in Deutschland, die im Ersten Weltkrieg ihre Opferbereitschaft gezeigt hätten, die nationale Gesinnung abgesprochen wurde.

Beruflich mehrten sich für Hirsch nach 1933 die Probleme. Als sein Arbeitgeber in Konkurs ging, arbeitete er 1934 kurzzeitig als

Trainer im Elsass. 1937 und 1938 war er als Hilfslohnbucharbeiter für eine jüdische Firma in Ettlingen-Maxau tätig. Nach der „Arisierung“ des Unternehmens versuchte er erfolglos, eine Anstellung als Trainer zu finden.

Aufgrund seiner ausweglosen Situation sprang Hirsch im Juli 1938 nach einem Besuch von Verwandten in Frankreich aus dem fahrenden Zug und wurde in eine psychiatrische Klinik eingeliefert. Sein Zustand verschlimmerte sich nach der Reichspogromnacht. Weil die Regierung ab 1937 gegen sogenannte „jüdisch Versippte“ vorzugehen begann, ließ er sich 1939 von seiner evangelischen Frau scheiden. Danach verpflichtete ihn das Tiefbauamt Karlsruhe als Hilfsarbeiter auf einem Schuttplatz. Im Februar 1943 erhielt er die Anweisung, sich zu einem „Arbeitseinsatztransport“ einzufinden; das Angebot eines befreundeten Lokführers, ihn aus Deutschland herauszubringen, lehnte er ab, weil er den damals kursierenden Gerüchten über den Massenmord an Juden keinen Glauben schenkte. Am 1. März 1943 wurde Hirsch nach Auschwitz deportiert, wo er ermordet wurde. Dass diese Geschichte nicht in Vergessenheit geriet, ist vor allem seinen Kindern Heinold und Esther zu verdanken, die das Konzentrationslager Theresienstadt überlebten.

Entmachtung des DFB

Was den DFB anbelangt, der mit seinem Beschluss vom Frühjahr 1933 eine Mitverantwortung für den späteren Holocaust trug, so nutzte es ihm nichts, dass er 1933 dem NS-Regime bereitwillig die Hand gereicht hatte. Nach dem Erlöschen des Olympischen Feuers sahen die Nazis keinen Grund mehr, den Freiraum aufrechtzuerhalten, den sie dem deutschen Fußballsport nach der „Machergreifung“ zugestanden hatten. Der DFB wurde zwischen 1936 und 1940 nach und nach enteignet und aufgelöst. Am Ende dieses Prozesses blieb ein „Reichsfachamt für Fußball“ übrig,

über das das Reichsministerium des Innern, das Auswärtige Amt und das Reichspropagandaministerium teilweise gemeinsam, teilweise aber auch in Konkurrenz zueinander verfügten. Von den alten Funktionären, die bis 1936 die Geschicke des deutschen Fußballsports bestimmt hatten, blieben nur noch wenige in verantwortungsvollen Positionen übrig. Dabei handelte es sich zumeist um wendige Karrieristen, die sich unter den besonderen Bedingungen einer Diktatur um ihren beruflichen Aufstieg bemühten. Ein Beispiel dafür war Sepp Herberger, die deutsche Trainerlegende, die mit dem WM-Sieg von 1954 zu Ruhm gelangte.

Herberger hatte lange Zeit im Schatten seines Vorgängers Nerz gestanden. Im Gegensatz zu den meisten anderen Angestellten des DFB kam er aus kleinen Verhältnissen. Er war eines von sechs Kindern eines Tagelöhners, der in Mannheim ein kärgliches Dasein fristete. Herberger war aber zäh und ehrgeizig, so dass ihm über den Fußball der soziale Aufstieg gelang, der ihm normalerweise verwehrt geblieben wäre. Dabei legte er schon in jungen Jahren eine Schläue und Gewieftheit an den Tag, die ihm gerade unter den besonderen Bedingungen einer Diktatur halfen, in der Karriereleiter emporzusteigen.

Herberger hat nach dem Krieg in seinem Entnazifizierungsverfahren selbst eingestanden, dass ihm von Anfang an der verbrecherische Charakter des NS-Regimes bewusst gewesen sei. Trotzdem war er zu einem Höchstmaß an Anpassung bereit und ließ sich von NS-Größen protegieren, so dass er in der Zeit von 1933 bis 1945 in der deutschen Fußballhierarchie den größten Sprung nach vorne machte. Hinsichtlich seiner persönlichen Anschauungen hatte er mit dem Nationalsozialismus fast nichts gemein. Er begrüßte zwar 1933 den, wie er sich ausdrückte, frischen Wind, der die alten Eliten hinwegfegte; doch Antisemitismus, Sozialdarwinismus, Militarismus, Nationalismus oder die

Lebensraumdoktrin blieben für ihn intellektuelle Ausgeburten. Man kann Herberger sicherlich zugute halten, dass es ihm mit List und manchmal auch mit einer gewissen Risikobereitschaft gelang, zahlreiche seiner Spieler durch die Durchführung von unnützen Lehrgängen von den Schützengräben fernzuhalten; doch insgesamt offenbarte er selbst in den letzten Kriegsjahren noch einen maßlosen Ehrgeiz, der sich gegen die Einsicht sperrte, mit dem eigenen Tun in seinem Bereich auch an der Stabilität des NS-Regimes mitzuwirken.

Was die einzelnen Fußballvereine anbelangt, so kann man feststellen, dass sie ähnlich wie der DFB bis zu den Olympischen Spielen an der langen Leine gehalten und erst nach 1936 einer strengeren Kontrolle unterworfen wurden. Zwar gab es schon unmittelbar nach der „Machtergreifung" bei der SA, SS oder der Freizeitorganisation „Kraft durch Freude" Bemühungen, die Sportvereine vollständig zu vereinnahmen, doch die Reichssportführung lehnte dies mit Rücksicht auf die Olympischen Spiele ab. Zwar blieben die Vereine auch nach dem Erlöschen des Olympischen Feuers über den Berliner Wettkampfstätten erhalten, doch ähnlich wie beim Verband wurde zumeist auf Druck lokaler NS-Größen die Vereinsspitze ausgetauscht oder schärfer kontrolliert. So war in vielen Clubs zu beobachten, dass sie nach 1936 dazu aufgefordert wurden, das Dietwesen konsequenter als zuvor zu beachten. Auf diesen Dietabenden mussten „Dietwarte" den Vereinsmitgliedern deutsche Volkstumswerte näher bringen und sie in die nationalsozialistische Rassenlehre einweihen.

Inwieweit die einzelnen Vereinsmitglieder empfänglich für diese Schulungen waren, lässt sich nicht mehr genau beantworten. Aber mit großer Sicherheit kann man sagen, dass die verbreitete Ansicht unhaltbar ist, wonach sich Clubs mit einer Arbeitertradition besonders widerspenstig gegenüber dem nationalsozialistischen Ungeist gezeigt hätten. Vereine wie Schalke 04 oder Bo-

russia Dortmund, die im Arbeitermilieu verwurzelt waren, passten sich nach 1933 genauso rasch der neuen Zeit an wie andere Vereine, die über eine bildungsbürgerliche Tradition verfügten und sich elitär dünkten.

Spielmanipulationen?

Überzeugende Beweise dafür, dass das NS-Regime nicht nur die Köpfe der Spieler, sondern auch die Ergebnisse auf dem Rasen zu manipulieren versuchte, gibt es nicht. Wenn der FC Schalke 04 im „Dritten Reich" zur erfolgreichsten Vereinsmannschaft in Deutschland avancierte, dann basierte dies entgegen mancherlei Gerüchten auf der sportlichen Leistung der Königsblauen. Allerdings bemühte sich das NS-Regime, die Erfolge des FC Schalke 04 in der Öffentlichkeit als Triumph der Arbeiterklasse darzustellen. Der Schalker Verein ließ sich gerne vereinnahmen, zumal die Spieler davon in materieller Hinsicht teilweise erheblich profitierten – im Falle des berühmten Fritz Szepan auch zu Lasten eines jüdischen Textilgeschäftes, das seinen Besitz 1938 weit unter Wert an den Spieler verkaufen musste.

Zu einer Ergebnismanipulation ist es vielleicht aber bei einem Länderspiel gekommen, und zwar bei der Partie zwischen Deutschland und Spanien im April 1942. Fast fünf Monate vor dieser Begegnung, im November 1941, trafen sich der deutsche Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten sowie sein spanisches Pendant, General Moscardo, in Berlin zu einer Unterredung. In diesem Gespräch waren sie sich einig darüber, dass das Ergebnis möglichst ausgeglichen gestaltet werden sollte, damit nach dem Spiel kein Schatten auf die Freundschaft zwischen den politisch verwandten Regimen fallen sollte. In der Tat ging das Spiel schiedlich friedlich 1 zu 1 aus.

Provokation beim „Versöhnungsspiel“

All diese Beispiele lassen erahnen, dass es im Fußballsport nirgendwo erkennbar Widerstand gegen das NS-Regime gab. Allenfalls war hier und da Gemurre zu vernehmen, vor allem dann, wenn einer von den alten Funktionären seinen gewohnten Platz räumen musste. Aber immerhin gab es Einzelfälle von mutiger Provokation, für die vor allem der Österreichische Nationalspieler Matthias Sindelar bekannt wurde. Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich im April 1938, erteilte die deutsche Reichssportführung die Anordnung, die neue deutsche Nationalmannschaft nahezu paritätisch aus deutschen und österreichischen Akteuren zusammenzusetzen. Sindelar weigerte sich, in einem solchen Team mitzuspielen.

Bei dem „Versöhnungsspiel“ am 3. April 1938 vor 60 000 Zuschauern in Wien zwischen dem Team der „Ostmark“ und der reichsdeutschen Auswahl brachte Sindelar Zeitzeugen zufolge mit einigen Gesten seine Abneigung gegenüber dem Nationalsozialismus zum Ausdruck. Angeblich gab es eine Weisung, die den Österreichern verbot, ein Tor zu schießen. Sindelar jedenfalls vergab eine Unzahl von eindeutigen Chancen so elegant und geschickt, dass seine aufreizende Lässigkeit als Provokation und Demütigung der „Reichsdeutschen“ interpretiert wurde. In der zweiten Hälfte des Spiels legte er alle Zwänge ab, schoss das 1:0 selbst und vollführte nach dem 2:0 seines Freundes Karl Sesta vor der Ehrentribüne, auf der zahlreiche Nazigrößen das Spiel verfolgten, wahre Freudentänze.

Da er darüber hinaus als ein Freund der jüdischen Mitbürger galt, gab sein mysteriöser Tod Anlass zu Spekulationen. Am 23. Januar 1939 wurde Sindelar tot in einer Wohnung in der Wiener Annagasse aufgefunden. Neben ihm lag bewusstlos die halbjüdische Italienerin katholischer Konfession Camilla Castagnola, mit der

Sindelar ein Verhältnis hatte. Sie verstarb einen Tag später, ohne dass sie noch einmal aus ihrer Bewusstlosigkeit erwacht war. Bei der Obduktion wurde eine Zersetzung des Blutes festgestellt, wie sie bei Rauchgasvergiftung auftritt, andere Vergiftungsursachen wurden ausgeschlossen. Sachverständige machten mit Hilfe der Feuerwehr einen schadhaften Abzug des Ofens aus. Das Resümee der Untersuchungen lautete Tod durch Kohlenoxydgasvergiftung. Das Rätsel, ob der Tod Sindelars und seiner Freundin auf Mord, Selbstmord oder ein Unglück zurückzuführen war, blieb ungelöst.

Politische Instrumentalisierung des Fußballsports

Angesichts dieses teuflischen Klimas aus Verführung und Gewalt wird es verständlicher, dass das NS-Regime während der 12-jährigen Diktatur keinerlei Probleme hatte, den Fußballsport zu politischen und propagandistischen Zwecken zu missbrauchen. Selbst unbedeutende Spiele in den unteren Klassen wurden häufig zu Großereignissen ausgestaltet, auf denen NS-Gliederungen durch bombastische Aufmärsche und durch die pompöse Zurschaustellung von nationalsozialistischen Symbolen die Menschen zu manipulieren versuchten. Gleichzeitig gingen solche Begegnungen mit dem Bestreben einher, das „Dritte Reich“ im Ausland als einen starken Staat darzustellen.

Darüber hinaus dienten internationale Spiele den außenpolitischen Zielsetzungen und damit auch den Kriegsvorbereitungen des NS-Regimes: Über die Durchführung von Länderspielen sollten Kontakte zu anderen Staaten aufgenommen oder intensiviert, das freundschaftliche Verhältnis zu gleichgesinnten Regierungen demonstriert und die Stimmung anderer Völker zu Gunsten des „Dritten Reiches“ beeinflusst werden. Die Reichssportführung, das Auswärtige Amt und das Reichspropagandaministerium

betrachteten internationale Sportbegegnungen als ein Mittel, um Staaten und Regionen, die als politisch, militärisch oder geostrategisch wertvoll erachtet wurden, stärker in den deutschen Einflussbereich zu ziehen. Der deutsche Fußball wurde wie der gesamte deutsche Sport als flankierende Maßnahme der kriegerischen Expansionspolitik betrachtet, die mit stimmungsvollen Sportveranstaltungen einen harmlosen, beinahe friedvollen Schein erhalten sollte. Außerdem legten die Reichssportführung und das Propagandaministerium in der ersten Kriegshälfte größten Wert auf die Fortsetzung des internationalen Sportverkehrs, um den Eindruck der Isolation des Deutschen Reiches zu vermeiden.

Im Innern wurde der Fußball als ein Mittel der Zerstreuung eingesetzt, das die Bevölkerung vom Krieg ablenken, für Höhepunkte im Alltag sorgen und den Eindruck von Normalität vermitteln sollte.

Je länger der Krieg dauerte, desto seltener war an Fußball zu denken. Spätestens nach dem Angriff des Deutschen Reiches auf die Sowjetunion im Juni 1941 schien die Einstellung des internationalen Sportverkehrs lediglich eine Frage der Zeit zu sein. Zum einen mussten die meisten Spieler selbst an die Front, zum anderen verschlechterten sich durch die Zerstörung von Sportanlagen die Trainingsbedingungen. Dadurch nahm die Spielstärke der Nationalmannschaften rapide ab. Auch im Sport fiel ein Schatten auf das von der NS-Propaganda hochgehaltene Bild vom unbesiegbaren Deutschen. So war die Begegnung mit der Slowakei am 22. November 1942 in Preßburg das letzte Fußball-Länderspiel im „Dritten Reich“. Auf nationaler Ebene kam der offizielle Spielbetrieb Mitte 1944 zum Erliegen, unter anderem auch deshalb, weil nach dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 Funktionsträgern des nationalsozialistischen Regimes der Besuch von Wettkämpfen verboten wurde.

Wer die zeitgenössischen Sportpublikationen durchblättert, kann das ungeheure Ausmaß an Opfern erahnen, die der Krieg unter den Fußballspielern forderte. Aus den Reihen der Nationalmannschaft starben rund 20 in den Kriegsjahren. Die Legion der gefallenen Spieler, die niemals das Nationaltrikot trugen, ist unüberschaubar. Die Funktionäre kamen dagegen vergleichsweise glimpflich davon. Zwar starb der erste deutsche Reichstrainer Otto Nerz im April 1949 in einem Sonderlager des sowjetischen Geheimdienstes an Meningitis und Unterernährung; auch der langjährige DFB-Präsident Felix Linnemann verschied im März 1948. Doch ansonsten konnte sich ein Großteil des einstigen DFB-Personals, das sich nach 1933 hinter Adolf Hitler gestellt hatte, beinahe geschlossen in die neue Zeit hinüberretten. Vielleicht war dies ein Grund dafür, dass dem deutschen Fußball bereits in den fünfziger Jahren der Wiederaufstieg in die internationale Spitze gelang.

Thomas Schnitzler

Fußball und Rassenhygiene – Der DFB-Gründungspräsident Ferdinand Hueppe*

Wer die Geschichte des Fußballs – unter welcher Fragestellung auch immer – erforscht, der entdeckt sehr schnell Zusammenhänge mit der Politik. „Fußball und Politik“ – „Politik und Fußball“ ist eine besonders faszinierende Problematik, an der heute kein seriöser Fußballhistoriker mehr vorbeikommt. Die wissenschaftliche Neugier wurde ganz erheblich dadurch geschürt, dass die Politikhaltigkeit des Sports bis in die jüngere Vergangenheit hartnäckig geleugnet wurde – sowohl von der Politik als auch von den Funktionären der Sportinstitutionen. Diese Ignoranz gegenüber dem Problemzusammenhang resultierte aus dem traditionellen Autonomieverständnis der Sportverbände, die sich partout nicht mit dem Vorwurf der politischen Instrumentalisierbarkeit des von ihnen so hochgelobten Kultur“gutes“ Sport auseinandersetzen wollten, das nach den aktuellen Werbekampagnen vor allem allgemeinnützige Interessen verfolgten sollte. Pikanterweise aber exponierte sich der DFB in seiner WM-Werbekampagne so auffallend politisch – „Mein Freund der Ausländer“, „Kampf den Drogen!“, „gesellschaftliche Verantwortung übernehmen“ lauten seine vielzitierten Slogans – , dass er die bis dahin unbeantworteten Fragen nach den historischen Kontinuitäten seiner politischen Profilierung nicht länger aufschieben konnte. Die von ihm in Auftrag gegebene Studie „Fußball unter dem Hakenkreuz“ erbrachte einen ersten wichtigen Anstoß. Die von dem beauftragten Autor Nils Havemann 2005 in einem umfangreichen Buche vorlegten Erkenntnisse lassen sich auf folgende Thesen zuspitzen:

* überarbeitete Fassung des Vortrags im Karl-Marx-Haus Trier vom 16. März 2006.

1.) Meisterschaften und Länderspiele wurden zu reinen Propandaveranstaltungen des Regimes.
2.) Auch im sozialen Gemeinschaftsleben der Fußballer dominierte sehr bald die ideologische Indoktrination – insbesondere der Antisemitismus, indem der DFB alle jüdischen Mitglieder aus den Vereinen und Funktionärsgremien ausschloss.
3.) Die Beweggründe dieser freiwilligen Anpassung waren nach Havemann jedoch nicht primär politisch-ideologische, sondern die seit der Verbandsgründung im DFB bzw. in seiner Führung vorherrschende kommerzielle Orientierung.
4.) Mit der Anpassung an das NS-Regime habe der DFB – wie alle anderen bürgerlichen Gesellschaftsbereiche – in erster Linie die Existenz des Verbandes sichern, nicht jedoch selbst aktive Propaganda betreiben wollen.
Die widerstandslose Einfügung des DFB in diese politische Instrumentalisierung basierte demnach vornehmlich auf dem kommerziellen und wirtschaftsstrategischen Anpassungsopportunismus seiner Führungsspitze: Man wollte einfach nur weiter Fußballspielen, nur deshalb ließ man sich vereinnahmen, ohne über weiterreichende, insbesondere politische Konsequenzen nachzudenken.
Mit dieser These stützt Havemann indirekt die althergebrachte Sportfunktionärslogik von der politikfreien, daher immerzu friedlichen, moralisch und pädagogisch um so wertvolleren „Eigenweltlichkeit“ des Sports. Nach dieser Auffassung ist und wird Sport nur dann politisch, wenn die Politik auf ihn zugeht bzw. sich seiner bemächtigt. Und nicht umgekehrt.

Kritik entzündete sich an dem personengeschichtlichen Argumentationsansatz Havemanns, bei dem der Autor nur einige ausgewählte Funktionäre aus den Führungsgremien des DFBs berücksichtigte, die allein aufgrund ihrer unterschiedlichen Amtszeiten und Positionen keine repräsentativen Aussagen zulassen. Dieser Ansatz, die Geschichte aus dem Leben und Wirken ein-

zelner Personen zu erklären, bedeutet einen methodischen Rückschritt in die historisierende Geschichtsrezeption des 19. Jahrhunderts, die den biografischen Entwicklungsgang jenseits von kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen verorten zu können glaubte. Es ist ein Methodenanachronismus, der statt einer pointierten zeitgeschichtlichen Einschätzung des deutschen Fußballs in der NS-Zeit, die man nach dem Buchtitel erwarten müsste, eine unverbundene Aneinanderreihung „banaler Allgemeinheiten" über die angeblich „zeitlosen" Charaktereigenschaften einer kleinen Funktionärsgruppe erbrachte und die Frage nach etwaigen historischen Kontinuitäten und Brüchen in ihrer politischen Mentalitätenbildung ausblendete. Havemanns generalsierende Typologie der DFB-Funktionäre – er attestiert ihnen „Drang nach Machtstreben, wirtschaftlichem Gewinn, Selbstgerechtigkeit, Angst, Neid, Egozentrismus und Ignoranz" etc. – kann auch deshalb nicht überzeugen, weil den zugrunde gelegten Biografiestudien durch unterschiedliche Schwerpunktsetzung die zum Vergleichen nötige Ausgewogenheit fehlen. Dieser Einwand trifft besonders auf die unvollständige Darstellung der Biografie des DFB Präsidenten Felix Linnemann (Amtszeit 1925-1945) zu, von dessen Berufslaufbahn die bemerkenswerte Information verschwiegen wurde, dass er als Polizeidienststellenleiter in Hannover an der Organisation der Deportationen von Sinti und Roma in die Vernichtungslager mitwirkte. Havemanns Thesen über den die DFB-Spitzenfunktionäre kennzeichnenden „nichtnationalsozialistischen" Gesinnungsopportunismus überzeugen aufgrund einer weiteren Auslassung nicht: Über den DFB-Gründungspräsidenten Ferdinand Hueppe finden sich in seinem 473 Seiten umfassenden Buch nur 13 ½ Textzeilen. Zu wenig, wenn man bedenkt, dass dieser erste Vorsitzenden nach neueren Presseberichten wegen seiner antisemitischen Schriften ein mutmaßlicher „Wegbereiter der Nazis" gewesen sein soll.

Der Vortrag versucht eine historische Einschätzung des Lebens und Wirkens dieses ersten DFB-Präsidenten zu geben. Deren Erkenntnisse mögen weitere Diskussionen über die historischen Kontinuitäten politischen Denkens und Handelns im DFB anregen. Denn mit Ferdinand Hueppe übernahm eine durch und durch sportpolitisch eingestellte Persönlichkeit den Gründungsvorsitz des DFB, die den Gang der Politik beileibe nicht aus einem allein reagierenden pragmatischen Blickwinkel verfolgte, sondern den Fußball als ein wirkungsmächtiges Projektionsfeld politischer Zielsetzungen zu legitimieren versuchte.

Ferdinand Hueppe, ein „Pionier“ der Hygiene und „Vater des Sports“: die idealisierte Biografie

Geboren wurde Ferdinand Hueppe am 24. August 1852 in Neuwied. Der Vater war Sekretär bei der Kreisverwaltung und stammte aus Schlesien, die Mutter aus einer alteingesessenen rheinischen Familie. Von seinen sechs Geschwistern – zwei Mädchen und vier Jungen – starben alle vier Brüder schon in früher Jugend an Diphtherie, einer damals in der Regel tödlich verlaufenden Krankheit. Er selbst musste mehrere Lungenentzündungen erleiden, die bei ihm – wie er später schrieb – nur aufgrund seiner sportlichen „Abhärtung“ keine nennenswerten Gesundheitsbeeinträchtigungen zurückließen. Die Schul- und Gymnasialjahre absolvierte er in Neuwied, Koblenz und Weilburg, wo er 1872 das Abitur ablegte und die Hochschulreife erlangte. Nach seinem mit der Promotion 1876 abgeschlossenen Medizinstudium an der Universität Berlin, zu dessen Finanzierung er sich beim militärischen Sanitätsdienst verpflichtet hatte, praktizierte Hueppe drei Jahre als Regimentsarzt in Rastatt und Berlin. Währenddessen erwarb sich Hueppe nicht nur die Approbationen zum Assistenz- und Oberarzt, sondern er rückte mit der Ernennung zum Sanitätsoffizier beim Berliner Garderegi-

ment, jener legendären Eliteeinheit der „langen Kerls“, auch in eine seit Traditionen karrierefördernde Aufsteigerposition. Denn nur kurze Zeit später wurde Hueppe zum Kaiserlichen Gesundheitsamt Berlin abkommandiert, wo er sich verstärkt seiner Wunschprofession als Wissenschaftler zuwenden konnte, die er durch eine Serie von Veröffentlichungen angezeigt hatte. Als Mitarbeiter des international renommierten Bakteriologen Robert Koch – dem Entdecker der Tuberkulose-Bazillen – entwickelte Hueppe die ersten Grundgedanken seiner Theorie über die sogenannte „Hygiene“, also über jenen im allgemeinen Sprachgebrauch seither mit „Gesundheit“ gleichgesetzten Lebensbereich. Nach dem Ende seiner Militärdienstzeit erhielt er 1885 einen vierjährigen Forschungsauftrag am Fresenius-Institut in Wiesbaden, wo er seine bakteriologischen Kenntnisse in die Analysen trinkbaren Mineralwassers einbrachte. Begleitend dazu bildete er junge Nachwuchswissenschaftler aus. Am Ende jener vier Jahre in Wiesbaden gehörte Hueppe zu den arrivierten Hygienikern und Bakteriologen des Kaiserreichs, die sich berechtigte Hoffnungen auf eine der renommierten Professuren machen konnten. Hueppe verschlug es jedoch in das entfernte Prag, möglicherweise eine Folge von Differenzen mit Robert Koch. Hueppe verbrachte sein gesamtes Professorendasein in der böhmischen Metropole, eine sicherlich prägende Lebensstation auch für die Radikalisierung seiner Rassenanschauungen, von denen noch zu sprechen ist. Hueppes wissenschaftliches Schaffen endete nicht nach seiner Emeritierung 1912, sondern er setzte es mit unermüdlicher Energie an seinem Altersruhesitz in Dresden fort, wohin er noch vor Beginn des Ersten Weltkrieges übergesiedelt war.

Hueppes Karriere als Sportler begann wie bei vielen prominenten Sportfunktionären mit der in früher Jugend eingeschlagenen und dann erfolgreichen aktiven Laufbahn und mündete nach dem Überschreiten seines Leistungszenits in die mit Ehrenämtern und Auszeichnungen dekorierte Anschlusskarriere eines Multifunktionärs.

Von den vielen Ämtern, die Hueppe als Sportfunktionär auf sich

vereinte, wurden außer der Gründungspräsidentenschaft im DFB folgende hervorgehoben: die beiden Gründungsvorsitze 1891 in der Deutschen Sportbehörde für Athletik, der Vorgängerin des Deutschen Leichtathletikverbandes; die beiden Gründungsmitgliedschaften im Zentralausschuss für Volks- und Jugendspiele und im nationalen Olympiakomitee, in Verbindung hiermit seine Berufung zum ärztlichen Betreuer der ersten deutschen Olympiadelegation in Athen; und schließlich 1936 seine späten Ehrungen bei den Olympischen Spielen in Berlin, wo ein Spielplatz auf dem Reichssportfeld nach ihm benannt wurde; sowie auch seine Mitwirkung bei der Begründung so wichtiger nationaler Dachverbände wie dem Reichsausschuss für Leibesübungen, einer Vorgängerin des Deutschen Sportbundes; sein Engagement in überfachlichen nationalen Hochschulgremien und Akademikerverbänden wie seit 1924 im Deutschen Sportärztebund und um 1919 im Gründungskuratorium der Deutschen Hochschule für Leibesübungen. Ebenso hervorgehoben wurden seine von all diesen hochkarätigen Ehrenämtern unbeeinträchtigten Vorstandstätigkeiten in einer Reihe von Turn- und Sportvereinen. Sie verfestigten das Bild eines die Tuchfühlung mit der realen Sportpraxis niemals verlierenden Spitzenfunktionärs. In dieser Hinsicht überzeugte Hueppe die Zeitgenossen durch die Vielseitigkeit der von ihm teilweise lebenslang betriebenen Aktivitäten: seit seinen Schuljahren beginnend mit Turnen, Fußball, Rudern, Schwimmen, Schlittschuhlaufen und Wandern, späterhin auch noch Radfahren, Skilaufen und Tennis, vor allem aber die Leichtathletik. Noch als 62jähriger erfüllte er die Anforderungen für das goldene Sportabzeichen.

Idealisierungen und Grauzonen – Leitfragen für eine kritische Biografierevision

Es kann nicht überraschen, dass in dieser idealisierten Sichtweise kritische Würdigungen fehlen, und dass die bisherigen Gesamt-

einschätzungen im Wesentlichen auf eine einzige apologetische Laudatio hinauslaufen. Hier nur einige Beispiele. Hueppe war demnach:
eine nahezu „vollendete“ Persönlichkeit mit perfekten Charaktereigenschaften; „harmonisch gebildet an Leib und Seele“; von großer und dabei kräftiger Statur mit einem „klugen Gesicht“ und „scharfen Augen“; energisch, vielleicht etwas zu selbstbewußt“ und mit einem leichten Hang zur Eitelkeit und Selbstdarstellung.
Diesem idealisierten Persönlichkeitsbild entsprachen die ihm als Wissenschaftler, Sportsmann und –funktionär zugeschriebenen Bewertungen und Verdienste wie u.a.:
„eine internationale Autorität,“ „Begründer der modernen Sportwissenschaft“, „Bahnbrecher der Leichtathletik“ und der „Pionier des Fußballsports“. Für nicht wenige war Hueppe nicht nur ein „Wegbereiter“, sondern „der Vater der Sportbewegung“.

Angesichts derartiger Idealisierungen verloren Hueppe-Biografen den Blick für kritische Einwände. Es fehlte die objektive Distanz. Unter den Biografen findet man vorwiegend historische Autodidakten, z.B. Allgemein- und Sportmediziner und nicht zuletzt die DFB-Funktionäre und die von jenen beauftragten Jubiläumsgeschichten-Schreiber. Sie alle vereinnahmten die Biografie Hueppes für die mehr oder weniger selbstreferentiellen historischen Glorifizierungen ihrer Berufsverbände bzw. Sportverbände. Gegen dieses Übergewicht unwissenschaftlicher Hueppe-Hagiografien gab es auch von den Sporthistorikern bis jetzt noch keine korrigierenden Studien. Denn nach ihrem Urteil war Hueppe ebenso ein rühmlicher Pionier in der fortschrittsgekrönten Dreiecksverbindung des Sports mit der Medizin und der Wissenschaft.
Das Übergewicht dieser subjektiven Idealisierungen deutet auf zwei grundlegende Defizite der bisherigen Hueppe-Biografien hin: Zum einen fehlte es an einer kritischen Lektüre der autobiografischen Schriften Hueppes; zum anderen wurden die Rahmen-

bedingungen seines Lebens und Wirkens, die Kontexte Sport, Politik und Gesundheit noch nicht erläutert. Infolgedessen fehlt in den tradierten Biografien des DFB-Gründungspräsidenten Hueppe immer noch die Auseinandersetzung mit einem besonders kritikwürdigen Aspekt: der rassenideologischen Determinierung seiner Sportanschauungen. Obwohl sie Nils Havemann in seinem erwähnten Buch immerhin in einem Satz angesprochen hat mit der Feststellung, dass „Hueppes" Sportanschauungen letztlich auf einem „rassistisch aufgeladenen Nationalismus" basierten, verzichtete er ohne stichhaltige Begründungen auf weiterführende Schlussfolgerungen.
Eine kritische Revision wird demnach mit der Aufarbeitung der biografischen Kontexte beginnen müssen: der Entwicklung der Hygiene, des Sports und der Gesellschaft. Sodann sind die Hygienetheorie Hueppes und seine hiervon abgeleitete Sportkonzeption anhand seiner Reden und Schriften zu analysieren. Und schließlich wird man auch den geistigen Widerhall seiner Werke und Äußerungen und deren Einwirkungen auf die Sportpraxis überprüfen müssen.

Wissenschaft, Politik, Hygiene und Sport: der historische Kontext

Mit der Entwicklung des Kaiserreichs zu einer imperialistischen Hegemonialmacht begann auf allen Gesellschaftsebenen eine Neuauslotung der Beziehungspositionen und –ansprüche. Deren Ablauf wurde stark von den institutionellen Vernetzungen im wilhelminischen Obrikgkeitsstaat dominiert. So waren es in erster Linie machtstaatliche Erwägungen, nach denen sich die Beziehungen zwischen Sport, Wissenschaft und Politik gestalteten. Der Staat bestimmte, und seine Erwartungen konzentrierten sich daher auf das, was zur Stabilisierung und Verfestigung der Herr-

schaftsordnung beitrug. Vom organisierten Sport erwartete er nun nicht mehr allein die Militärertüchtigung und nationalideologische Festigung seiner Bürger, wie sie dereinst der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn verheißen hatte. Im Zuge der Industrialisierung und Wohlfahrtsorientierung erwartete der Staat vom Sport nun auch volkswirtschaftliche Nutzeffekte, vor allem Verbesserungen der allgemeinen Gesundheitheitslage und damit Steigerungen der kollektiven Arbeitsproduktivität. Dies waren neue Zielkategorien aus der Nationalökonomie, jener jungen Disziplin, in deren Kielwasser weitere Naturwissenschaften wie die Chemie, Physik und Biomedizin als Beratungsinstitutionen für Politik und Wirtschaft zusammenliefen. Hier, auf der Wirkungsebene des etablierten Beratungswissenschaftlers, liegt der Schlüssel zur Bewertung des Hueppeschen Lebenswerkes.

Vor der expliziten Erläuterung seiner Sporttheorie ist zunächst der historische Kontext der Hygiene zu rekapitulieren. Nach der Ursprungsbedeutung des griechischen Wortes war Hygiene die „der Gesundheit zuträgliche Kunst“, die schon im Altertum eine sehr hohe und vielgerühmte Entwicklungsstufe erreicht hatte. Einen „Karrieresprung“ machte die Hygiene dann im späten 19. Jahrhundert in den westlichen Industriestaaten, indem sie an die Stelle der moderne Staatsverwaltung trat. Der Staat wurde nicht nur zum Fürsorger der Gesundheit, sondern er beanspruchte für sich auch die oberste Kontrollgewalt in allen Hygieneangelegenheiten. Damit wurde er zum Wächter über die Gesundheit. Als Folge der damit zusammenhängenden Gewährspflicht entstand ein dichtes Netzwerk von öffentlichen Gesundheitsmaßnahmen mit spezialisierten Teilbereichen: Hygiene der Schulen, der Arbeitsstätten, der Kasernen, der Krankenhäuser, der Kinder- und Altenheime und Strafanstalten; die Hygiene des Städtebaus mit allen zugehörigen Infrastrukturen. Kurzum: Die öffentliche Gesundheitsvorsorge wurde gleichbedeutend mit „Sozialer Hygiene.“ Für diese Ausweitung des staatlichen Gesundheitspro-

gramms erbrachte die Hygieneforschung die wissenschaftliche Legitimierung, wodurch sie ihrer eigenen Institutionalisierung auf nachhaltige Weise den Boden bereitete. Dabei profitierte die Hygienewissenschaft bereits von dem wirtschaftlichen Profitinteresse der prosperierenden Pharma- und Hygieneindustrie. Im Zusammenhang mit diesem Boom der Gesundheitsindustrie erfuhr die Hygieneforschung im Deutschen Reich einen starken Aufschwung: Auf die Gründung des ersten Lehrstuhls für Hygiene 1865 in München folgten bald weitere u.a. in Berlin und in Greifswald. Schon im beginnenden 20. Jahrhundert war die Hygiene eine auch international anerkannte Disziplin geworden. Vor dem Hintergrund der Kolonialisierung und des imperialen Wettrüstens geriet die Hygieneforschung zunehmend in das Fahrwasser der biologistischen Evolutionstheorien, von denen der Sozialdarwinismus weitaus die meiste Zustimmung erhielt. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg teilten viele Hygieneforscher die Grundannahmen der Rassenhygiene; es war jenes sozialtechnologische Gesundheitsverständnis, durch dessen Perfektionierung die Nationalsozialisten ihre Heilsutopie von der Weltherrschaft der Arierrasse zu realisieren gedachten. Ein Gesundheitsverständnis, das die Eliminierung des biologisch vermeintlich schwachen und daher „unproduktiven“ „Menschenmaterials“ als ein legitimes Steuerungsmittel befürwortete, um die „Aufartung“ des nationalen „Volkskörpers“ zu gewährleisten. Seine radikalsten Durchsetzungsformen wurden in den USA ansatzweise schon vor dem Ersten Weltkrieg durch Gesetzesbeschlüsse auf den Weg gebracht: die Asylierung von Geisteskranken und Schwachsinnigen in hermetisch abgeschotteten Heimen und „Bewahranstalten“; die an ihnen zuerst erprobten Zwangssterilisierungen; und die Einrichtung von Eheberatungs- und Eheschutzbehörden. Betroffen waren außer den Vorgenannten Juden, Farbige und fremdrassige Ausländer; und nicht zuletzt das die Vernichtung in den Konzentrationslagern bereits erprobende Euthanasieprogramm,

bestehend in der fabrikmäßigen Vernichtung „lebensunwerten“ Lebens.

So trat die Realisierung selektionistischer Rassenvorstellungen in Gestalt eines systematischen Völkermordes nicht erst ab 1941 mit der sogenannten „Endlösung der Judenfrage“ in den Konzentrationslagern ein, sondern in Ansätzen bereits 1904 in der Kolonie Südwestafrika, als die deutschen Schutztruppen die eingeborenen Hereros nach der Niederschlagung ihres Aufstandes in der Wüste einkesselten, so dass 70 000 von ihnen qualvoll an Hunger und Durst starben.

Diese Extremanwendungen rassenbiologischer Gesundheitsprogramme wären ohne die vorbereitenden Studien eines institutionalisierten Wissenschaftsbetriebes nicht möglich gewesen. Nur einige herausragende Rassenforscher und Institute seien hier genannt: 1904 gründete der Schweizer Psychiatrieprofessor Ernst Rüdin (1874-1952) im Auftrage der Kaiser-Wilhelm-Forschungsgesellschaft in der Reichshauptstadt Berlin das „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“. Seine Aufgabe war die „erbbiologische Bestandsaufnahme der Gesamtbevölkerung“ auf empirischer Datenbasis. Eine Zielsetzung, die Rüdin ab 1928 in München als Projektleiter der „Genealogisch-demografischen Abteilung“ weiterverfolgte, wobei er eine riesige Karteikartensammlung sogenannter „Sippentafeln“ anlegte. Auf der Suche nach geeigneten Erhebungsdaten durchforstete Rüdin im ganzen Reich die Krankenhäuser, Pflegeanstalten und Erziehungsheime, die ihm bereitwillig Einblick in ihre Krankenakten und Personalbögen gewährten. Ein höchst aufwendiges Verfahren, bei dessen Finanzierung Rüdin Mittelzuwendungen von der amerikanischen Rockefeller-Foundation ausschöpfte. Dabei ging es der Rockefeller-Foundation auch um die Kooperation mit den von ihr in Amerika angeschobenen Rassenforschungsprogrammen, deren bekanntester Vertreter der Zoologe Charles Davenport war. Beide, Davenport in Amerika und Rüdin im Deutschen Reich,

gehörten bei der Einführung der Rassengesetze – 1934 das „Gesetz zur Verhinderung des erbkranken Nachwuchses“ – zu den federführenden Experten.
Die moderne Biohygiene wurde begleitet von der Experimentalisierung und Technisierung der Forschungsmethoden. ~~und der sie begleitenden Utopie der Mannbarkeit.~~ Die „Volksgesundheit“ wurde zu einem großen maschinenmäßigen Laufwerk, das man durch gezielte Eingriffe in die Hardware menschlicher Existenz kontrollierte, aber auch beschleunigen und *optimieren* wollte.

Hueppes Hygiene-Konzeption und ihre Übertragung auf den Sport

Das ist der historische Rahmen, in dem Ferdinand Hueppe seine theoretischen Vorstellungen über den Sport entwickelte. Wie erwähnt konzentrierte sich die Gesundheitsforschung zu Beginn der Wissenschaftlerlaufbahn Hueppes noch ganz auf die Bekämpfung von Infektionskrankheiten und Seuchen. Hueppe erweiterte den Fokus der Krankheitserforschung von den einzelnen Erregungsbakterien auf den gesamten Ansteckungsorganismus und die ihn umgebenden Milieubedingungen. So sollten zum Schutz vor Erkrankungen sowohl an der physischen Konstitution der Menschen als auch in dem sie umgebenden sozialen Lebensmilieu aufbauende Schutzmaßnahmen durchgeführt werden.

Nach dem Antritt seiner Prager Professur begann Hueppe, seine Theorie der aufbauenden Volkshygiene auf den Sport zu übertragen. Er versuchte nun, den Sport als einen elementaren Bestandteil der Volkshygiene zu deklarieren. Dazu untersuchte er eine repräsentative Auswahl sportlicher Betätigungen wie etwa das Turnen, die Leichtathletik, Fußball und andere Ballspiele. An diesen definierte er – eine absolute Neuheit – jeweils ganz exakt die Arbeitsleistungen, den Energieverbrauch sowie die trainingsbedingten An-

passungen der Motorik und des Herz-Kreislauf-Systems, indem er sie nach physiologischen und leistungsmedizinischen Parametern bewertete: nach dem Herzschlagvolumen, den Puls- und Atemfrequenzen, dem Kalorienverbrauch und dergleichen Messwerten.

In den Ausführungen über die volkshygienischen Effekte gezielter Körperübungen brachte Hueppe aber auch neurologische und „charakterliche" Anpassungserfolge zur Sprache:
Die Körperübungen entwickeln als Nervengymnastik bestimmte Seiten der geisten Ausbildung, welche durch geistige Dressur allein nicht erreichbar sind. Besonders auf den Charakter wirken sie sich vorteilhaft ein,
schrieb er 1910 in seinem Buch „Hygiene der Körperübungen." Auch diese Geistes- und Charaktervorzüge waren, wie er 1905 in einem Aufsatz begründete, eine nationale Erbeigenschaft:
Bis in die neueste Zeit haben unserem deutschen Volke Kraft, Entschlossenheit, Mut, Tatenlust, aber auch eine intuitive, fermentartige Aktivität neben Selbstzucht auf allen Gebieten, vor dem bloßen Wissen das zielbewußte Wollen und Können als die eigentlichen Nationaltugenden gegolten.

Zu deren Ausbildung sollten regelmäßige Sportübungen ebenso beitragen:
Dazu gehört bei den Körperübungen auch die Erziehung zum Mute [...] und wirken besonders die Übungen des gemischten Sprunges, die athletischen Übungen und die Ballspiele Mut ausbildend,
schrieb Hueppe 1910, und im gleichen Zusammenhang: Würden diese Übungen nicht betrieben, dann
„wird aber statt Mutausbildung Erziehung zur „Waschlappigkeit" (erzielt).
Wiederholt thematisierte Hueppe in seinem vielzitierten „Hygiene der Körperübungen" auch ein traditionelles Argument der Schulturnmediziner, die sogenannte „Überbürdung" durch allzu starke und einseitige geistige Beanspruchung:

Die Körperübungen sind notwendig, um einer Überarbeitung des Nervensystems durch einseitigen geistigen Drill entgegenzuwirken.
Zur Begründung verweist Hueppe auf Anpassungserfolge der Senso-Motorik:
Die allgemeine Kräftigung und die besondere Übung wirken in den Ballspielen ausbildend auf die Sinne und kämpfen so gegen die Gefahr der Verschlechterung der Sinne, welche mit der sitzenden Tätigkeit vernküpft sind. Unter dem Einfluße der Ballspiele nimmt die Schul-Kurzsichtigkeit ab.
In Verbindung mit solchen nervlichen und senso-motorischen Anpassungserfolgen sportlichen Trainings sah Hueppe auch jene sexualmoralische Disziplinierungsfunktionen, die insbesondere der Schulsport nach Meinung zeitgenössischer Pädagogen erfüllen sollte. 1899 schrieb Hueppe in seinem „Handbuch für Hygiene“:
Bei uns sehen wir, daß das Drücken der Schulbänke die Neigung zur Onanie bei den Kindern hervorruft und steigert, und daß nur durch reichlichen Betrieb von Körperübungen, die die Reibungen verhindern, erfolgreich dagegen angekämpft werden kann.
Nach den letztgenannten Zitaten rezipierte Hueppe auch die psychiatrischen und klinischen Forschungen der darauf spezialisierten Rassenhygieniker wie von Emil Kraepelin (1856-1926) und dem genannten Ernst Rüdin.

Als zentrale Bewertungskategorie der biogenetischen Selektionsaufgaben des Sports aber definierte Hueppe eine rein physische Komponente: die Konstitution der Körperanatomie.

Sozialdarwinismus und Rassenhygiene – Biologismus als Legitimation organisierter Sportförderung

Hueppes Vorüberlegungen zu dieser Körperkonstitutionslehre, die der Sporttypenforschung den Weg bahnte, beinhalteten das biologistisch-rassistische Kernsubstrat seines gesamtes Sport-

konzeptes. Seit 1895 bekannte sich Hueppe wiederholt zu den Lehren der darwinistischen Rassentheorie:
Rasse ist in dem weiteren Sinne einer ethnischen Einheit, eines Volkes, einer Nation, zu verstehen. Die einzelnen Individuen dieser Rassen kämpfen seit Urzeiten ums Dasein, indem sie einer rein physischen, dann einer sittlich-intellektuellen und einer sozialen Auslese unterworfen sind.
Das absolute Edelprodukt dieser Rassenselektion waren für Hueppe die germanischen Arier:
Der rein arische Norden war der Mutterschoß aller Völker, und ist die germanische Rasse das eigentliche kulturtragende Element. Diese Nordrasse ist nun einmal die höchste Stufe, welche die Menschheit erreicht hat.

In seinem Buch „Hygiene der Körperübungen" (1910) führte er zur Begründung an, dass sich die Germanen länger als jede andere Rasse unter widrigsten Umweltbedingungen hätten behaupten müssen:
Dieser Kampf gegen ein furchtbares, feuchtes, nebliges Klima mit verhältnismäßig nicht sehr kalten Wintern, aber sehr kühlen Sommern musste viele Jahrtausende mit den einfachsten Mitteln geführt werden. Nur dieses erklärt, daß dieser Teil des europäischen Urmenschen sich physisch in extremer Weise diesen Veränderungen anpasste.

Zur Begründung seines rassischen Germanozentrismus berief sich Hueppe ausdrücklich, wie hier folgend in einem Aufsatz 1916, auf die biologische Evolutionstheorie:
Wir verfügen im Sprachgebrauch der modernen Vererbungslehre über so treffliche Genotypen, so daß das deutsche Volk immer noch als eines der kräftigsten der Gegenwart erscheint.

Die markantesten dieser äußerlichen Erscheinungszeichen der arischen Abstammung waren für Hueppe folgende sechs Konsti-

tutionsmerkmale: die Körpergröße und die kraftvolle Muskulatur; des weiteren der sogenannte Langschädel (zur Unterscheidung von dem „entarteten“ Rundschädel), die blauen Augen, die weiße Hautfarbe und die hellblonden Haare. Seine diesbezügliche Ausführung lautete im „Handbuch für Hygiene“ (1899):
Die Eiszeit hat den dunklen Südeuropäer zum hellen Arier umgestaltet, der im Kampfe auch physisch größer und stärker wurde. Die starke Pigmentierung des Südens war überflüssig geworden, und infolgedessen wurden allmählich nicht mehr Pigmente entwickelt, als den besonderen Verhältnissen entsprach. Und so entstanden die weiße Haut, das blonde Haar, das blaue Auge.

Seine Bemühung, diesen körperkonstitutionellen Rassenindikator auch mit quantifizierenden Daten zu verifizieren, führten Hueppe allerdings immer wieder in Versuchung, passende Informationen aus der Archäologie mit ebensolchen aus der germanischen Sagenwelt willkürlich zu vermischen. Diese wissenschaftlich völlig undiskutable Methode der Beweisführung lautete in der Diktion Hueppes (1899 u. 1912):
So betrug in den Frankengräbern am Niederrhein die Durchschnittsgrösse der Männer 1,93, die der Frauen 1,84, also echte Wallküregestalten, die uns die Sage von der panzerfrohen, sportkundigen und kampffreudigen Brünhilde verständlich machen.

Zur Verstärkung seiner Körperkonstitutionsthesen ließ Hueppe seine Lehrbücher und -aufsätze seit der Jahrhundertwende mit den Fotografien berühmter deutscher Bodybuilder und antiker Athletenstatuen illustrieren.

In seiner reaktionär-modernen Hygieneargumentation bemühte Hueppe auch das Klischee von den degenerierenden Einflüssen des Großstadtlebens. Wiederholt warnte er vor der „dem deutschen Volke drohenden Entartung durch die Industrie- und Großstadtentwicklung“. Ein Antimodernismus, bei dem die Angst vor

der rassischen Überfremdung immer unterschwellig mitschwang. Hueppe schürte sie, indem er die Träger dieser Angstneurose in einer hierarchisierten Reihenfolge mit rassehygienischen Negativattributen belegte. Vorneweg die Juden. Über sie heißt es in seinem „Handbuch der Hygiene“ (1899):
Daß die physische Erscheinung der Juden durch das Stadtleben nicht gerade gewonnen hat, ist ebenso hinlänglich bekannt, wie daß sie dadurch auch ein außerordentlich hohes Maß von Geisteskrankheiten erwarben.

Als schlimmste Folge der Rassenvermischung benennt Hueppe die *„Herabsetzung der Fruchtbarkeit“*. Mit den gleichen rassischen Negativurteilen bedachte er in dem zitierten Buch die schwarze Bevölkerung in Nordamerika, in Kolonialafrika und auch die lateinamerikanischen Bevölkerungsgruppen in den südamerikanischen Tropenregionen:
Die Neger haben sich in Brasilien, Jamaika, St. Domingo, in den feuchten Südstaaten von Nordamerika ebenso gut vermehrt wie in ihrer Urheimat Afrika. In den trockenen Tropengebieten außerhalb Afrikas halten sie sich aber nicht. In Nordamerika tritt eine Empfindlichkeit gegen Gelbfieber bei den Negern ein. In den Nordstaaten entarten die Neger physisch, vor allem tritt jedoch eine Zunahme der Geisteskrankheiten ein...Bei den Europäern müssen wir unterscheiden zwischen den vorwiegend arischen Nordeuropäern und den vorwiegend ligurischen Südeuropäern. Kein Europäer ist in den feuchten Tropen anpassungsfähig, d.h.: die Rasse erlischt, weil stets in der dritten und vierten Generation Unfruchtbarkeit der Frauen eintritt, wie dieses die spanischen Kreolen in Amerika beweisen.

Sie alle waren, so Hueppes Fazit, „jedenfalls sehr vulnerabel im Vergleich zu dem Arier und so waren die Grenzen ihrer Anpassungs- und Leistungsfähigkeit auch sehr viel enger gezogen.“

Auch wenn sich Hueppe mit seinem rassischen Sportkonzept also zum Fürsprecher einer positiv aufbauenden Volkshygiene erklärte, so hielt ihn dies doch nicht davon ab, auch die Anwendung von negativen Eugenikpraktiken zu befürworten. So begrüßte er 1895 bereits die Aussetzung von „Staatsprämien auf die Zahl der Kinder“ und ab 1912 dann auch Zwangssterilisationen als geeignete Hygienemaßnahmen, um – wie er sich 1925 ausdrücke – die „Fernhaltung oder Beseitigung entartender Einflüsse durch Idioten, Geisteskranke und Verbrecher“ zu gewährleisten.

Wenn er sich demnach zu zentralen Aspekten der sozialdarwinistischen Evolutionstheorie bekannte, dann waren dies keine beiläufigen Äußerungen. Vielmehr stellt er seine rassenpolitischen Überzeugungen unmissverständlich in das Zentrum seiner Sporthygienekonzeption. 1925 schrieb er im Jubiläumsfestbuch des Deutschen Fussballbundes:
Indem ich neben der bloß vorbeugenden Hygiene eine aufbauende positive Hygiene wissenschaftlich begründet habe, musste der richtige Betrieb von Körperübungen eine wichtige Stelle einnehmen, und ein hygienisch richtiger Betrieb der Körperübungen ist geradezu eine Vorbedingung, daß diese im modernen wirtschaftlichen Leben die Rolle spielen können, die ihnen zukommt, wenn unser Volk die führende Stelle sich erringen soll, die es nach seiner Rasse und Geschichte beanspruchen kann. Gerade wir sind nach unseren Anlagen berufen, in Körperübungen nicht nur das Höchste in Einzelleistungen zu erzielen, sondern auch in der Gesamtheit eine Körperausbildung zu erreichen, wie sie einst im alten Griechenland erreicht worden war. Gerade wir Nordländer sollten nicht vergessen, daß es unsere Rassenelemente waren, die erst die Mittelmeervölker zu den großen Kulturträgern gemacht haben, und daß zu allen Zeiten von diesen als Ideal körperlicher Schönheit und Leistungsfähigkeit das nordische gestellt war.

„Volkstertüchtigung“ durch Fußball – populäre Argumente

Die Zitate führen zu der Schlussfolgerung: Hueppes Wahl zum DFB-Gründungspräsidenten erfolgte sicherlich nicht allein aus Repräsentationsgründen, dass sich z.B. die Verbandsgründer mit einem renommierten Hochschullehrer hatten schmücken wollen. Es erscheint vielmehr naheliegend, dass Hueppes Sporthygienewerk ihn für dieses Funktionärsamt besonders prädestinierte. Wie lauteten aber seine Statements über den Fußball? Gab es auch Äußerungen, die seinen sozialdarwinistischen Ansatz wiederspiegelten?

Es gab sie. Allerdings nicht in der umfassenden und dezidierten Form seiner wissenschaftlichen Abhandlungen. Um die breite Masse der fußballinteressierten Deutschen zu erreichen, musste sich Hueppe auf einen allgemein verständlichen und pointierten Argumentationsstil verlegen. Im öffentlichen Diskurs über die Körperkultur, in den sich seit der Jahrhundertwende neben den Tageszeitungen diverse Sportfachzeitschriften und Beratungsbücher einschalteten, waren „Modernität“, „Volksgesundheit“ und „Volksertüchtigung“ die meistzitierten Argumente; nicht von ungefähr, weil sie doch allgemeinverbindliche Wertvorstellungen der Industriegesellschaft ansprachen, mit denen sich die Mehrheit der sporttreibenden Deutschen ohne weiteres identifizieren konnten. Zunächst musste Hueppe jedoch das immer noch gültige Vorurteil ausräumen, dass es sich bei dem Fußballspiel eigentlich gar nicht um eine deutsche Körperkultur handelte, sondern um eine „englische Krankheit“, die den Keim der moralischen und körperlichen Degenerierung in sich berge. Nach dem Ball zu treten wie nach einem streunenden Hund empfanden immer noch viele als eine unästhetische Verrenkung, erst recht den körperbetonten, „rohen Kampf“ um den Ball und das anscheinend planlos-ungestüme wilde Hin- und Herlaufen.
Dieser Vorwurf wurde von der konservativen Deutschen Turnerschaft verbreitet, die für sich und ihre 1,2 Millionen Mitglieder den

Alleinvertretungsanspruch der deutschen Körperkultur reklamierte, als deren Ahnherrn sie einzig und allein das kollektive Ertüchtigungskonzept ihres „Turnvaters“ Friedrich Ludwig Jahn anerkennen wollte. Hueppe widerlegte diese Vorwürfe mit großem taktischen Geschick in drei Argumentationsschritten. In einem ersten, in dem er die Sportspiele einschließlich Fußball als eine in das Mittelalter zurückggehende urdeutsche Erfindung bezeichnete.

Darüber schreibt er 1898 im Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele: *Die Spiele, welche die Engländer haben, haben sie zum Teil auf dem Wege aus dem Süden nach dem Norden erst von Deutschland gelernt. Fußball ist höchstwahrscheinlich früher in Deutschland gespielt worden, Cricket ganz sicher.*

Über die sporthistorische Richtigkeit dieser Aussage braucht hier nicht weiter diskutiert werden. Wichtiger ist: Mit dieser Argumentation hatte Hueppe bereits zwei Fliegen mit einer Klappe erschlagen, denn nach dieser Sicht waren weder der Sport im Allgemeinen, noch der Fuball im Besonderen englische Errungenschaften. England konnte sich also nicht als das „Mutterland des Sports“ bezeichnen. Warum die neuzeitliche Entwicklung des Fußballs und des Sports dennoch in England und nicht in Deutschland begonnen hatte, begründete Hueppe in einem zweiten Argumentationsschritt. Darin verweist er – völlig zu Recht – auf das unterschiedliche Tempo der Industrialisierung:
Die Engländer sind uns nur in der sozialen Entwicklung um einige Jahrzehnte vorausgegangen. Bei ihnen haben sich die Verhältnisse, welche zu den sozialen Mißständen auch unserer Industrieorte geführt haben, früher bemerkbar gemacht [...] D e s h a l b haben die Engländer auch die Spiele früher aufgenommen und entwickelt als wir. Wir würden vielleicht zu derselben Entwicklung gekommen [...] sein, wieder an unsere unsere alte Spiele anzuknüpfen [...] Aber diese Entwicklung fehlte uns, wir sind erst später dahingekommen,

schrieb Hueppe in dem gleichen Aufsatz 1898. Anfang April 1900, ein halbes Jahr vor seiner Wahl zum DFB-Präsidenten, komplettierte Hueppe in einer Turnzeitschrift seine Argumentation um den Leitbegriff „Modernität“. Wenn der deutsche Staat auch zukünftig den „Anforderungen des modernen Wirtschaftslebens“ genügen wolle, müssten sich seine Bürger entsprechend „leistungsfähige und kräftige Körper“ erhalten und durch gezieltes Sporttreiben auch alle notwendigen Charaktereigenschaften schulen. Diesen Bildungsbeitrag leistete nach Hueppe kein anderer Sport so gut wie der Fußball. 1925 fasste er seine diesbezüglichen Ansichten in einem Aufsatz anlässlich des DFB-Jubiläums rückblickend zusammen:

In diesem Ringen nach Befriedigung neuzeitlicher Bedürfnisse nimmt unter den Leibesübungen das Fußballspielen eindeutig die erste Stelle ein..Es ist ein wirliches Kampfspiel...Es stärkt Herz und Lunge, die unter der engen städtischen Bebauung am meisten leiden. Es erfaßt den ganzen Körper, ohne eine Seite oder ein Glied einseitig in Anspruch zu nehmen, und macht den Körper widerstandsfähig gegen äußere Einflüsse und zwar gerade in den schlechten Jahreszeiten...Es übt das Auge, dessen scharfer Blick den Ball und die Bewegung der Gegner blitzschnell zu erfassen hat. Es erfordert rasches Denken, aber auch Besonnenheit, Kaltblütigkeit auch in der Hitze des Gefechtes und schnelles Laufen, richtiges Erfassen der Kampflage und zielbewußtes schnelles Handeln.... Wer seine Fähigkeiten rückhaltlos in den Dienst der Mannschaft stellt und so dieser zum Sieg verhilft, nützt mehr als ein noch so guter Einzelspieler, der egoistisch vorgeht...(Fuß-)Ballspiele wirken daher in hohem Maße bildend auf den Charakter, in dem sie zur Selbstzucht zwingen. Durch die gesunde,kräftige, tägliche Bewegung.... entwickelt(n) sie gesunde, tatfrohe und energische Menschen.

Diese Ausführungen erscheinen aus heutiger Sicht besonders bemerkenswert. Mit seinem argumentativ geschlossenen und

sprachlich versierten Plädoyer für das Fußballspielen war es dem designierten DFB-Präsidenten Hueppe gelungen, die beiden widerstrebenden Pole deutscher Körperkultur – hier das traditionelle nationale kollektive Ertüchtigungsmoment der Turnerbewegung, dort das internationale Leistungs- und Wettstreben des „modernen“ Sports – unter einen Hut zu bringen.
Eine nachweislich wirkungsvolle Begründungsstrategie. Tatsächlich spielten in den anschließenden Vorkriegsjahren immer mehr Turner wettkampfmäßig Fußball, so dass ihnen die Deutsche Turnerschaft bei ihrem Turntag 1910 in Straßburg sogar die Doppelmitgliedschaft in den Vereinen beider Verbände erlaubte, womit sie weitere Übertritte in den DFB zu verhindern suchte. Einen entsprechend steilen Mitgliederzuwachs verzeichnete der DFB in jenen Jahren: 1904: 9317 Mitglieder in 194 Vereinen, 1905: 13644 Mitglieder in 276 Vereinen, 1906: 24462 Mitglieder in 433 Vereinen, 1909: 58770 Mitglieder in 881 Vereinen, 1910: 82 326 in 10 53 Vereinen und 1913: 189 294 in 2233 Vereinen. Rückblickend kommentierte Hueppe diesen Aufschwung des Fußballs 1912 mit den Worten:
So hat sich in der ganzen Bevölkerung ein lebhaftes Interesse an dem Spiel entwickelt, welches anfangs nur auf den kleinen Mann beschränkt war [...] Jetzt aber sieht man in jeder Stadt an jedem Sonntag Fußballspiele.

In Verbindung mit diesen populistischen Gedankengängen, die allgemeinverbindliche Wertvorstellungen des „modernen“ Zeitgeistes aufgriffen, transportierten die Fußballplädoyers Hueppes aber doch auch jene selektionistischen Ertüchtigungsthesen weiter, die ihn als einen Meinungsführer der sozialdarwinistischen Rassenlehre auswiesen. Eine noch in den Darstellungen zur Geschichte des DFB unterschätzte bzw. ignorierte Konnotation. Hueppe selbst legte in einem Interview Wert auf die Feststellung, dass sein Eintreten für den Fußball „nicht als Selbstzweck“ miss-

verstanden werden dürfe, sondern dass man es immer im großen Zusammenhang seines Wirkens als Rassenhygieniker interpretieren müsse. Durch seine Werbearbeit für Fußball und Sport habe er dazu beitragen wollen, dass seine Auffassungen über die Hygiene von einem breiteren Rezipientenkreis wahrgenommen würden – namentlich auch von nichtakademischen Bevölkerungsgruppen. Seine Äußerungen über Fußball und Sport sollten demnach dazu beitragen, dass die Leitgedanken seiner Rassenhygiene – mit den Worten Hueppes gesprochen – „popularisiert werden."

Mit Kommentaren wie dem folgenden stellte sich Hueppe an die Spitze jener Körperkulturexperten, die das völkische Rassendenken in der deutschen Sportbewegung popularisierten:
Wir können nur bei einer organisierten Pflege des Fußballsports sicher sein, auch bei internationalen Veranstaltungen [...] an erste Stelle zu kommen. Unsere Rasseneigenschaften prädestinieren uns dazu so gut wie die Amerikaner, Engländer oder Schweden.

Diesen Satz schrieb Hueppe 1912 in einem Aufsatz über die „Entwicklung des Fußballspiels in Deutschland." In der gleichen Tendenz äußerte er sich 1925 in der Jubiläumsfestschrift des DFB: Das Fußballspielen *„entwickelt gesunde, tatfrohe, energische Menschen, die dem Staat die Führer für die Welterorberung stellen"*.

Rezeption und Nachwirkungen

Wie groß aber waren der Widerhall der Hygienethesen Hueppes in der Fachwelt? Und welche langfristigen Nachwirkungen hatten sie auf den Sport?

Als Hueppe mit der Wahl zum DFB-Gründungspräsidenten im August 1900 den Zenit seiner Funktionärslaufbahn erreichte, waren die von ihm selbst vielfach publizierten völkischen Rassenan-

schauungen längst kein Geheimnis mehr. Im Gegenteil – sie bildeten eine im internationalen Hygienediskurs der Industriestaaten weitgehend geteilte Denkauffassung. Hier war Hueppe nicht irgendwer, sondern einer ihrer herausragenden Köpfe. Als solcher stand Hueppe in ständiger Korrespondenz mit den renommiertesten Rassenforschern, wie z.B. mit dem Rassenphilosophen Houston Stewart Chamberlain (1855-1927), mit dem bereits erwähnten Eugeniker Ernst Rüdin, mit Alfred Plötz (1860-1940), für dessen Zeitschrift „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie" Hueppe Beiträge lieferte. 1903 hielt er als Gastprofessor am Kings-Kollege in London Vorlesungen über Hygiene. In der Zwischenkriegszeit führte er seine wissenschaftlichen Korrespondenzen auch mit einer Reihe jüngerer Kollegen fort: mit dem Münchener Hygieneprofessor Ignatz Kaup (1870-1944), der sich, Hueppes Grundlagenwerke rezipierend, seit 1921 selbst auf die Körperkonstitutionshygiene spezialisierte; sehr wahrscheinlich auch mit dessen Nachfolger, dem Rassenhygieniker Gottlieb Tirala (1886-1974). Tirala publizierte 1936 ein Buch mit dem Titel „Sport und Rasse", bei dessen Abfassung er ebenfalls Hueppes Schriften zitierte.

1939 veröffentlichte Bruno K. Schultz, der Leiter des biologischen Instituts der Reichsakademie für Leibesübungen Berlin, einen Aufsatz mit dem gleichen Titel. In dem ohne Literaturanmerkungen geschriebenen Beitrag finden sich wiederholte Anlehnungen an die von Hueppe formulieren Gedanken:

Der Sport hat ein neues Idealbild geschaffen, das gesunden Leib und gesunden Geist, Kraft, Lebensfreude, Mut, Draufgängertum und Ritterlichkeit von seinem Träger erfordert und das durchaus auch im Sinne der den Bestand unseres Volkes sichernden Rasse liegt.

Auch wenn sich dieser späte Dialog mit den Sportmedizinern nicht mehr in allen personellen und institutionellen Verflech-

tungen rekonstruieren lässt, so kann doch allein aufgrund Hueppes Gründungs- und Ehrenmitgliedschaft im Deutschen Sportärztebund (1924) darauf geschlossen werden, dass Hueppe mit den richtungsweisenden Sportmedizinern gut bekannt war. Darauf deuten auch die ihm wiederholt von den Honoratioren der Sportärzteschaft und der kooperierenden Sportmedizin-Institute (der Universitäten und der Deutschen Hochschule für Leibesübungen) angetragenen Ehrerbietungen hin. Der Deutsche Sportärztebund würdigte ihn 1936 in einem Zeitschriftenaufsatz unter dem vielsagenden Titel „olympische und völkische Traditionen im Deutschen Sportärztebund“ mit den Worten:
Einer der ersten, der die heute gültigen Begriffe von Konstitution, von angeborener individueller Rassenanlage als Ursache allen biologischen Geschehens, von Krankheitsdisposition und anderem mehr schuf, ist Geheimrat Hueppe.

Vom Konjunkturaufschwung der rassenbiologischen Erforschung des Sports zeugen auch die ungezählten Aufsätze und Artikel in den medizinischen Fachzeitschriften. Als Hueppe 1938 in Dresden verstarb, waren die von ihm begründeten Körperhygiene-Theorien zu einem festen Bestandteil im Lehr- und Forschungsprogramm der Sportwissenschaftsinstitute geworden. Seit 1936 lehrte der Sportmediziner Hans Hoske (1900-1970), ein überzeugter Rassenygieniker, an der Reichsakademie für Leibesübungen in Berlin. Im gleichen Jahre übernahm der als Sporthygieniker habilitierte und als „Sporttypenforscher“ bekannt gewordene Wolfgang Kohlrausch (1888-1980) in Freiburg (Breisgau) den Lehrstuhl für Sportmedizin. Von den Gründungsvätern der 1942 – während des Krieges! – ins Leben gerufene „Deutsche Gesellschaft für Konstitutionsforschung“ ist besonders der Psychiater Ernst Kretschmer (1888-1964) zu erwähnen, ein weiterer Konstitutionshygieniker: Seine dreigegliederte Sporttypen-Klassifikation – unterschieden nach den „Grundtypen“ *Athlet, Lepto-*

som und *Pykniker* mit bestimmten Charaktereigenschaften – hat die Sportwissenschaft noch bis in die 1970er Jahre beeinflusst. Sie beinhaltete, vereinfacht ausgedrückt, den bereits bei Hueppe angeklungenen Versuch, die sport-„physiologischen" Studien über die menschliche Konstitution mit den psychologischen und psychiatrischen Forschungen über die „Charakter"- bzw. „Persönlichkeitsanlagen" zu verbinden. Ein Versuch, der von den gleichen rassenbiologischen Denkmustern geleitet war und Rückschlüsse auf die von dem NS-Regime propagierte Aufzucht „genialer Menschen" erbringen sollte.

Was seine persönlichen Anschauungen über rassenpolitische Fragen der Zeit angeht, scheint sich Hueppe, folgt man einem Briefe von H. St. Chamberlain, im privaten Kreise noch viel extremer als in den zitierten Veröffentlichungen geäußert zu haben: „Prof. Ferdinand Hueppe, der bekannt Hygieniker ist einer der Hauptvertreter der Deutschen in Prag, ein kämpfender Antisemit, ein Germane von Kopf bis Fuß," schrieb Chamberlain im Januar 1900 an einen Freund. Am 27. März 1903 wiederholte er diese Einschätzung in einem Schreiben an den deutschen Kaiser Wilhelm II.

Durch sein Engagement als Sportfunktionär und -schriftsteller transportierte Hueppe, wie oben erwähnt wurde, die Leitgedanken seines wissenschaftlichen Schaffens auf die breite Masse der Sporttreibenden und körperkulturell sich betätigenden Bevölkerung. Seit Anfang der 1880er Jahre publizierte Hueppe regelmäßig in den Zeitschriften der Deutschen Turnerschaft und des Deutschen Fußballbundes, den beiden größten Deutschen Sportverbänden; seit Beginn der 1890er Jahre auch im Organ des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele, dem ersten sportpolitischen Beratungsausschuss auf Staatsebene. Nach neueren Erkenntnissen war Hueppe auch einer der geistigen Väter der seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in Amerika auftretenden Avantgarde des Body-Buildings, unter denen sich eine ganze Reihe emigrierter

Kraftathleten aus dem Deutschen Reich befanden. Einige von ihnen gründeten dort, unter anderem in New York, die ersten kommerziellen Kraftstudios mit Hilfe von Sondergutachten, die ihnen Hueppe ausgestellt hatte. Als anerkannter Experte dieses neuen Athletensports sekundierte Hueppe auch hin und wieder in den Juries sogenannter „Muskel-Schönheits-Konkurrenzen".

Hueppes rassenhygienische Statements fanden aber nicht nur Eingang in die körperkulturelle Vorstellungswelt, sondern sie fanden auch einen praktischen Niederschlag im sozialen Leben der Sportler. Wohl nicht von ungefähr begann die soziale Ausgrenzung jüdischer Turnvereinsmitglieder mit der Einführung sogenannter Arierparagraphen in der Donaumonarchie, also ausgerechnet dort, wo Hueppe lehrte und wirkte. Genauso rigoros verfuhren reichsdeutsche Turnvereine im kolonialen Turngau Südwest-Afrika kurz nach der Jahrhundertwende mit den „nichtweißen Eingeborenen", denen sie jegliche Mitgliederrechte vorenthielten. Die Ausschließung der jüdischen Aktiven aus den nationalsozialistischen Turn- und Fußballvereinen – sie erfolgte jeweils wenige Monate nach der „Machtergreifung" – bestätigte auf unrühmliche Art die Kontinuität der Hueppeschen Rassenanschauungen. Mit dieser freiwilligen Eliminierung ihrer jüdischen Mitglieder nahmen die Fußball- und Sportvereine das mit den Nürnberger Rassengesetzen erst 1936 legitimierte „staatliche Programm der Diskriminierung und Repression teilweise vorweg." Diese ideologische Anpassungsbereitschaft bestätigte auch der frühzeitige NSDAP-Beitritt zahlreicher Funktionäre aus dem ersten und zweiten Glied, namentlich auch im DFB. Ideologieverstärkend im Sinne des Regimes veröffentlichte das DFB-Organ *Deutscher Fußballsport* eine Serie propagandistischer Berichte, in denen sich die Verfasser sogar für das Euthanasieprogramm zur Elimierung von „Schwachsinnige(n), Geisteskranke(n) und Verbrecher(n)" aussprachen. Auf dieser geistigen Kontinui-

tätslinie ist auch die Mitwirkung des DFB-Präsidenten Linnemann an dem organisierten Massenmord zu verorten: Als Leiter der Kripoleitstelle Hannover war Linnemann mitverantwortlich für die Deportation der Sinti, Roma und Juden in die Vernichtungslager. Eine Handlung, die sich schwerlich mit der jüngsten Einschätzung Havemanns in Einklang bringen lässt, „daß den DFB-Repräsentanten in der Regel die ideologisch fundierte nationalsozialistische Gesinnung fehlte." Sie existierte sehr wohl und sie hatte eine lange Tradition, die an dem rassenbiologischen Sportkonzept des Verbandsgründers Ferdinand Hueppe anknüpfen konnte. In Anerkennung dessen verlieh der Reichssportführer Hueppe 1935 die Goethe-Medaille, die damals höchste Auszeichnung für einen Wissenschaftler. Hueppe kommentierte die ihm von den Machthabern angetragene Mentorenrolle in einem seiner letzten Aufsätze wie folgt:
Ich selbst hatte (ergänze: „schon", T.S.) *1895 die nationalen und sozialen Aufgaben der Körperübungen, die der nationalsozialistischen Bewegung jetzt wieder maßgebend sind, in ihrem Wert für Volksgesundheit und Volksertüchtigung grundlegend dargelegt.*

Obwohl die Rassenhygiene wegen der erwiesenen Mitwirkung ihrer Protagonisten an dem organisierten Massenmorden des NS-Regimes nach dem Kriege unter den Bannstrahl der politisch diskretierten Wissenschaften gefallen war, und sich daher eine Wiederaufnahme entsprechend deklarierter Forschungsprojekte nicht mehr schickte, bedeutete dies aber nicht, dass ihre elementaren Lehren ihre Wirkung verloren. Sie lebten sogar fort, indem die alten Inhalte – unter Mitwirkung ehemaliger Rassenforscher – in ein zeitgemäßeres Vokabular eingekleidet und neuen Anwendungsbereichen zugeführt wurden: zum Beispiel in den Strahlenschutz und in die Atomforschung, in die Unfallmedizin und die sogenannte „Humangenetik". Der politische Opportunismus dieser Umorientierung zeigte sich auch in der Sportmedizin. Nachdem sie mit den

„Persilschein“ Entlastungserklärungen ihrer Kollegen die Entnazifzierungsverfahren unbeschadet überstanden hatten, gelangten mehrere ehemalige NS-Sportmediziner von Rang abermals in Führungspositionen des Sports und der Sportwissenschaft.

Als notwendige Voraussetzung galt – hier wie dort – die Abkehr von dem sozialdarwinistischen Argumentationsstrang der kollektiven „Volkshygiene.“ Daher förderte die bundesdeutsche Nachkriegssportmedizin ganz überwiegend apparative, diagnostische und empirische Forschungsprojekte über den Hochleistungs-, Präventions- und Rehabilitationssport, die den „ganzheitlichen“ Lebenszusammenhang der Aktiven aber vernachlässigten, indem sie einem einseitigen „funktional-physiologischen Gesundheitsverständnis“ das Wort redeten. Eine „mechanistische“ Sicht über die Gesundheit, die das reaktionäre antiindividualistische Hygienekonzept der Sozialdarwinisten unter dem Deckmantel zivilisationstechnischer Argumente fortführte. Die Kontinuitätslinie des biologistischen Denkens bildete sich besonders deutlich ab in der langwierigen Debatte über die Aufhebung des NS-„Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ von 1933: Nachdem es die Alliierten 1945 bei der Aufhebung nationalsozialistischen Unrechts nicht berücksichtigt hatten, fehlte den rund 400 000 Zwangssterilisierten als einziger NS-Opfergruppe die Rechtsgrundlage für die Wiedergutmachung. Aufgrund dessen scheiterten ihre Entschädigungsanträge in der Regel, weil sie die zuständigen Richter – unter ausdrücklicher Berufung auf die Entscheidungen des Erbgesundheitsgesetzes von 1933! – nicht anerkannten. Zudem wirkten bei diesen Entscheidungen immer noch Gerichtsbeamte mit, die schon an den NS-Erbgesundheitsgerichten tätig gewesen waren. Die für eine effektive Wiedergutmachung zu späte Aufhebung des NS-Sterilisationsgesetzes – sie erfolgte erst 1998 per Bundestagsbeschluss – verfestigte die Erkenntnis, dass die geistige Kontinuität des Rassenwahns mitgetragen worden war von der stillschwei-

genden „Reintegration der Täter“, jener Rassenhygieniker also, die das Erbgesundheitsgesetz selbst begründet und praktiziert hatten. So gilt auch die personelle Kontinuitätslinie der Rassenhygiene als erwiesen durch die beispielhaften Nachkriegskarrieren einer ganzen Reihe namhafter NS-Mediziner. Noch fehlen biografische Ergänzungsstudien über deren Kollegen, die sich nach dem Kriege im Sport als hochdekorierte Funktionäre und Wissenschaftler betätigten: Hans Grebe (geb. 1913) etwa, ein Schüler des Zwillingsforschers Otmar Freiherr von Verschuer, der sich 1942 mit einer Arbeit über Kleinwüchsigkeit habiliert hatte, seit 1941 im Auftrage Verschuers Ehetauglichkeitszeugnisse ausstellte, ab 1940 dem Reichsamt für Sippenforschung zuarbeitete und 1944-45 in Rostock das neugegründete Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene leitete. Angeblich soll er zu Forschungszwecken auch Präparate in Ausschwitz ermordeter Juden verwertet haben; nach dem Kriege wurde er ein bekannter Sportmediziner, u.a. als Präsidiumsmitglied im Uneso-Weltrat für Sport und Leibeserziehung (ab 1955) und Präsident des Deutschen Sportärztebundes (ab 1957). 1956 veröffentlichte er ein Buch mit dem Titel „Die biologischen Grundlagen der sportlichen Leistungsfähigkeit“. Oder der erwähnte Konstitutionsforscher Ernst Kretschmer, 1942 einer der Gründungsväter der „Gesellschaft für Konstitutionsforschung“, Befürworter von Zwangssterilisationen von „Entarteten“, 1949 Gründungsvorsitzender der wiederbegründeten (!) „Gesellschaft für Konstitutionsforschung“ und 1953 Mitbegründer des Bundesgesundheitsrates. Oder auch der oben erwähnte Rassenhygieniker Oskar Hoske: seit 1933 veröffentlichte er Abhandlungen mit Titeln wie „Der Kampf gegen die Minderwertigen und ihre Vererbungsgefahr“ oder „Die menschliche Leistung als Grundlage des Staates“, worin er nicht nur Sterilisationen arbeitsuntauglicher Bürger befürwortete, sondern im Sinne ihrer flächendeckenden Durchführung auch die Anlegung eines „Gesundheitspasses und eines Gesundheitsstammbuches für jeden Deutschen“ anregte. 1948 setzte

er seine sportärztliche Lehr- und Vortragstätigkeiten fort an der Deutschen Sporthochule in Köln und sowie ab 1950 auch als Mitbegründer des Deutschen Sportärztebundes.

Im Zuge dieser wissenschaftsinstitutionellen Kontinuitätenbildung wurden die rassenhygienischen Tendenzen der Arbeiten Hueppes von der Fachwelt entweder ganz verschwiegen oder als belanglose Marginalitäten verharmlost. Noch bis in die 1980er Jahre soll der Name Hueppe den Forschern eine Tabuzone angezeigt haben. Ganz offensichtlich scheute die Sportmedizin die kritische Auseinandersetzung mit rassenideologischen Komponenten seines Werkes, obwohl man diese durchaus erkannt hatte. Denn als Hollmann/Hamer 1992 eine der ersten neueren Wissenschaftsbiografien über Hueppe veröffentlichten, war ihnen sehr wohl bewusst, „daß man [...] ihn heute zu einem „Vorläufer" von Alfred Ploetz rechnen kann" und ihn daher in das „Lager der Rassenhygieniker" einordnen konnte. Ungeachtet dessen vermieden die Autoren jedoch weitere Erläuterungen dazu, sondern wiesen die wissenschaftliche Relevanz dieser Feststellung in einer einzigen Fußnote mit der lapidaren Begründung zurück:

Zu Hueppes „Entlastung" ist jedoch auf die „Freiheit der Wissenschaft" zu verweisen. Eine neuere Gesamtdarstellung über Leben und Werk Hueppes würde sich wohl auch an diesem Punkte (d.H.: der „Rassenhygiene") nicht allzu lange mehr aufhalten können, denselben dafür möglicherweise als ein „historisches" Relikt einordnen.
Die von ihnen und weiteren Sportmedizinern daraufhin im mehreren Publikationen angestrengten Versuche, Hueppe als modernen Sportwissenschaftler und Gesundheitshygieniker zu rehabilitieren, thematisierten den rassenhygienischen Aspekt gar nicht mehr. In den erwähnten Darstellungen wurde Hueppe wieder zu dem populären Sportwissenschaftspionier und –funktionär einer „guten alten Zeit" (Hervorhebung T.S.).

Viel früher schon, als sich die Wissenschaftler aus den erläuterten Gründen noch längst nicht an seine Rehabilitierung heranwagten, begannen die aktiven Mitglieder und Funktionäre der Sport- und Fußballverbände einen geradezu förmlichen Erinnerungskult um den von ihnen uneingeschränkt verehrten Ferdinand Hueppe. Zur hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages 1952 bereits förderte der DFB die Errichtung einer Gedenkstätte in Neuwied, wozu Bürger die Überführung seiner Urne aus Dresden vorgeschlagen hatten. Das DFB-Organ „Der Fußballsport" würdigte Hueppe wieder mit den gleichen populären Argumenten, die Hueppe seinerzeit selbst geprägt hatte:

Der Geheime Medizinalrat Prof. Dr. Hueppe hat nicht nur eine Renaissance der Körperkultur eingeleitet, sondern er hat sich in Wort und Tat auch für die praktische Durchführung eingesetzt. Seine sozialhygienische Auffassung brachte es mit sich, daß er der erste war, der die Leibesübungen nicht nur vom erzieherischen und nationalen Standpunkte aus würdigte, sondern auch ihre soziale Bedeutung für Volkskraft, Volksgesundheit und Volkserneuerung erkannte und förderte.

Nach dem verlorenen Weltkrieg wurden kampfbetonte Fußballspiele wieder zu einer massenmobilisierenden Angelegenheit mit nationaler Identifikationswirkung, die zwei Jahre später beim Gewinn der Fußballweltmeisterschaft durch die Elf Sepp Herbergers eine wahre Volkshysterie auslöste. Mit der Benennung ihres neuerbauten Sportstadions in „Ferdinand-Hueppe-Kampfbahn" (später umbenannt in „Professor-Ferdinand-Hueppe-Stadion"), dessen Einweihung pünktlich an Hueppes hunderstem Geburtstag am 24. August 1952 erfolgte, lag die Stad Neuwied voll im Trend dieser nationalen Rückbesinnungseuphorie. Die Stadtväter unter Einschluss des Bürgermeisters Schweitzer, obwohl selbst ein Verfolgter des NS-Regimes, taten dieser Hochstimmung keinen Abbruch, indem sie sich für die politische Vorgeschichte ihres hoch-

verehrten Geburtstagskindes nicht interessierten. Auch die Bürger Neuwieds sahen in „Hueppe eben nur den in Heddesdorf geborenen Fußballpionier und herausragenden Leichtathleten." An diesem Hueppe-Erinnerungskult beteiligten sich auch die Turner. Vor dem 2. Mittelrheinischen Turnfest in Neuwied widmeten sie Hueppe einen Artikel mit der Überschrift „Neuwieder Turner gründeten den DFB". In den folgenden Jahrzehnten nahm die Erinnerung an Hueppe bald legendäre Züge an, so dass Neuwieder Bürger 1999, im Vorjahr des einhundertjährigen DFB-Jubiläums, die Errichtung eines Denkmals vorschlugen, wozu sie sogar Fördermittel bei der Landesregierung beantragten. Dazu kam es aber dann doch nicht. 2005 meldeten sich im Stadtrat von Neuwied erstmals kritische Stimmen, die eine „Umbenennung des Hueppe-Stadions" forderten mit der Begründung, dass die bisher verschwiegenen Rassenanschauungen Hueppes eine öffentliche Ehrenwidmung dieser Art nicht länger zuließen. Nach heftiger Diskussion und Einberufung einer Expertenkommision folgte der Stadtrat Anfang Dezember 2005 dem Vorschlag mit dem Beschluss, „das Professor-Hueppe-Stadion umzubenennen."

Ferdinand Hueppe, Fußball und Rassenhygiene: Schlussbetrachtung

Aus der kritischen Revision der Biografie, des Werkes und Wirkens von Ferdinand Hueppe ergeben sich folgende neue Erkenntnisse. Hueppes Ernennung zum Gründungsvorsitzenden des DFB hatte komplexe Hintergründe, die jenseits der historisierenden Idealisierungen seiner persönlichen Verdienste als sogenannter „Pionier" der Sportbewegung auszuleuchten waren: die Hygienewissenschaft, die Politik und der Sport. Mit seinen hygienewissenschaftlichen Darlegungen über „Fußball und Rassenhygiene" lieferte dieser erste DFB-Präsident den staatstragenden po-

litischen Autoritäten eine bis in die NS-Zeit anerkannte Argumentation über den gesellschaftlichen Nutzwert des Fußballs und Sports. Hueppes Konzeption über Fußball, Sport und deren Auswirkungen auf die menschliche Körperkonstitution vereinte das traditionelle Legitimationsargument der kollektiven Körperertüchtigung mit dem Modernitäts- und Fortschrittsanspruch des konkurrenzorientierten Hochleistungssports. Dass Hueppe hierbei auch hygienische Überlegungen anführte, wäre an und für sich nicht weiter kritikwürdig, wenn er dem Sport darin nur eine rein kompensatorische Ausgleichsfunktionen gegen den zunehmenden Bewegungsmangel in der Industriegesellschaft zugeschrieben hätte. Jedoch integrierten Hueppes Sporthygieneanschauungen die weiterreichende Zielvorstellung des Sozialdarwinismus. Hinter seiner populären Argumentation für die „Volksertüchtigung durch Fußball" steckten selektionsbiologische Annahmen, deren Realisierung er in seinem hygienewissenschaftlichen Schriften wie auch in seinen sportpublizistischen Werken ausführlichtst dargelegt hatte: der Überlebenskampf der germanischen Herrenrasse. Eine reaktionäre Konzeption, die dem Sporttreiben und Fußballspielen keine eigentliche und selbstgewählte Zweckbestimmung einräumte, sondern sie als flankierende Mittel zur Kontrolle und Sicherung „elitenrassischer" Herrschaftsansprüche einzusetzen gedachte. Als solche implizierten Hueppes Theorien über „Fußball- und Rassenhygiene" bereits die Grundgedanken der nationalsozialistischen Sportideologie. Wie stark Hueppes Sporthygiene-Konzeptionen bis in die Gegenwart hineinwirkten, wäre nach den Entdeckungen über versuchtes Gen-Doping weiter zu überprüfen. Denn offensichtlich handelt es sich auch hierbei um einen vererbungsmedizinischen Selektionsangriff auf die sporttreibenden Menschen zur Sicherung von Herrschaftsansprüchen.

Auswahlliteratur

Ferdinand Hueppe (zitierte Werke)

Der Beginn der neuen Internationalen Olympischen Spiele und ihr Einfluß auf die Entwicklung der Sportbewegung in Deutschland. In: LEIBESÜBUNGEN UND KÖRPERLICHE ERZIEHUNG 1935 Heft ½, S. 1-6

Allgemeine Betrachtungen über die Entstehung der Infektionskrankheiten. In: ARCHIV FÜR RASSEN- UND GESELLSCHAFTSBIOLOGIE 1 (1904), S. 210-218

Deutschlands Volkskraft und Wehrfähigkeit. Berlin 1916

Über die Entwicklung des Fußballspiels in Deutschland. In: SALONBLATT 1912, S. 1419-1421

Ertüchtigung des weiblichen Geschlechts. In: RANDT, H. (Hrsg.): JAHRBUCH FÜR VOLKS- UND JUGENDSPIELE 1912, S. 11-21

Handbuch der Hygiene. Berlin 1899

Hygiene der Körperübungen. Leipzig 1910

Über die Körperübungen an den Schulen und über die Anforderungen des modernen Lebens. In: Monatsschrift für das Turnwesen 1900, S. 225-243

Die Methoden der Bakterienforschung. Wiesbaden 1885 (1. u. 2. Aufl.)

Rassenhygiene. In: DIE ZUKUNFT. 13. Band. Berlin 1895, S. 498-503

Gibt es Deutschen Sport. In: ILLUSTRIERTE ATHLETIK-SPORTZEITUNG 11 (1902), S. 16,17,18, 242, 258 und 274

Über die Spielbewegung in Deutschland und die Entstehung des Deutschen Fußballbundes. In: 25 Jahre Deutscher Fußballbund. Düsseldorf 1925, S. 51-58

Zur Geschichte der Sozialhygiene. In: GOTTSTEIN, A../ SCHLOSSMANN, A./TELEKY, L.: Handbuch der Sozialen Hygiene und Gesundheitsfürsorge. Erster Band. Berlin 1925, S. 1-70

Zur Sport-Hygiene: In: ILLUSTRIERTE ATHLETIK-SPORT-ZEITUNG Jg. 15 (1906), S. 321-322, 337-338, 353-354, 369-370 und 385-386

Die Volks- und Jugendspiele in Theorie und Praxis. In: SCHENCKENDORFF, E./SCHMIDT, F.A.: JAHRBUCH FÜR VOLKS- und JUGENDSPIELE 1898, S. 1-23

Biografische Studien über Ferdinand Hueppe

DIEM, Carl: Ferdinand Hueppe. In: OLYMPISCHE FLAMME. Das Buch vom Sport. Erster Band. Berlin 1942, S. 484 und 489

EGGERS, E.: Erster DFB Präsident vor 150 Jahren geboren. Wegbereiter der Nazis. In: TAZ Magazin vom 24.09.2002

HAMER, E.: Gedanken zum 50. Todestag von Ferdinand Hueppe. In: STADTMAGAZIN. Zeitschrift für Bürger und Freunde Neuwieds 15 (1988) H. 11/12, S. 42-43

HAMER, E.U./HOLLMANN, W.: Zwei Medizin-Professoren als Turnreformer: F.A. Schmidt und F. Hueppes Kreuzzug für Hygiene und Körperpflege. Eine Dokumentation in Form ihrer Biographien und Bibliographien. Köln 1992

KABUS, Walter: Olympische und völkische Tradition im Deutschen Sportärztebund. Zum 60jährigen Doktorjubiläum von Geheimrat Hueppe. In: LEIBESÜBUNGEN und KÖRPERLICHE ERZIEHUNG 55 (1936) H. 12, S. 300

KAUP, I.: Ferdinand Hueppe. In: MEDIZINISCHE WOCHENSCHRIFT 69 (1922), H. 44, S. 1557-1549

KRÄMER, H.: Ferdinand Hueppe. Der Wegbereiter des deutschen Sports. In: Erzähl- und Schreibstadt Neuwied (Hrsg.): Neuwieder Menschenbilder. Neuwied 1999

PFUND, Erich: DFB ehrt seinen Gründer. Vor 100 Jahren wurde in Neuwied Prof. Dr. Ferdinand Hueppe geboren. In: DER FUSSBALLSPORT (Köln) vom 15.9.1952

SCHNITZLER, Th.: Ferdinand Hueppe: Hygiene der Körperübungen (1910). In: COURT, J./MEINBERG, E. (Hrsg.): Klassiker und Wegbereiter der Sportwissenschaft. Aachen 2006, S. 43-49

SEBALD, Otto: Geheimrat Prof. Ferdinand Hueppe. Eine Unterredung mit dem 80jährigen Gelehrten. In: DRESDENER NEUE PRESSE 8 (1932), Nr. 83 vom 04.09., Titelseite

Fussballgeschichte

BLUM, Frank: Der Name wird geändert. Professor-Ferdinand-Hueppe-Stadion: Stadtrat stimmt für Umbenennung der Sportstätte. In: RHEINZEITUNG Ausgabe Neuwied v. 16.12.2005

DEUTSCHER FUSSBALLBUND (Hrsg.): 100 Jahre DFB. Die Geschichte des Deutschen Fußballbundes. Berlin 1999

DWERTMANN, Hubert: Sportler – Funktionäre – Beteiligte am Massenmord. Das Beispiel des DFB-Präsidenten Felix Linnemann. In: SPORTZEITEN 5 (2005), H. 1, S. 7-46

HAVEMANN, Nils: Fussball unterm Hakenkreuz. Der DFB zwischen Sport, Politik und Kommerz. Frankfurt/Main 2005

HEINRICH, Arthur: Der Deutsche Fußballbund. Eine politische

Geschichte. Köln 2000

RAITHEL, Th.: Fußballweltmeisterschaft 1954. Sport – Geschichte – Mythos. München 2005 (= Landeszentrale für politische Bildungsarbeit A/117)

STEMMLER, Theo: Kleine Geschichte des Fußballspiels. Frankfurt a. Main/Leipzig 1998[2]

Hygiene und Rassenhygiene

BLACK, Edwin: War against the Weak. Eugenics and America`s Campaign to Create a Master Race. New York/London 2003

BOCK, Gisela: Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik. Opladen 1986 (= Schriften des Zentralinstituts frü sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin. Bd. 48)

GEULEN, Christian: Wahlverwandte. Rassendiskurs und Nationalismus im späten 19. Jahrhundert. Hamburg 2004

MÜLLER-HILL, Benno: Das Blut von Auschwitz und das Schweigen der Gelehrten. In: KAUFMANN, Doris (Hrsg.). Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung. Bd. 1. Göttingen 2000, S. 189-227

PRIESTER, Karin: Rassimus: Eine Sozialgeschichte. Leipzig 2003

RAPHAEL, Lutz: Sozialexperten in Deutschland zwischen konservativem Ordnungsdenken und rassischer Utopie (1918-1945). In: HARDTWIG, W. (Hrsg.): Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit. München 2003, S. 327-346

WEBER, Matthias M.: Rassenhygienische und genetische Forschungen an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie/

Kaiser-Wilhelm-Institut in München vor und nach 1933. Zur Rolle von Ernst Rüdin und der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie/Kaiser-Wilhelm-Institut. In: KAUFMANN, Doris: Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung. Bd. 1. Göttingen 2000, S.95-111

Sportgeschichte mit Sporthygiene und Sportmedizin

BAHNSEN, Ulrich: Risiko Gendoping. Athleten spielen mit dem Tod. In: ZEIT 2006 Nr. 6 vom 2. Februar, S. 35

BECK, Herta: Leistung und Volksgemeinschaft: der Sportarzt und Sozialhygieniker Hans Hoske (1900-1970). Husum 1991 (= Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften. Heft 61)

BERNETT, H.: „Schulter an Schulter mit SA und Stahlhelm." Das politische Bündnis der Turn- und Sportbewegung mit den nationalsozialistischen Machthabern. In: GRUPE,O. (Hrsg.): Kulturgut und Körperkult. Sport und Sportwissenschaft im Wandel. Tübingen 1990, S. 63-84

HOLLMANN, W.: 100 Jahre Sportmedizin. In: FORTSCHRITTE DER MEDIZIN 101 (1983), H. 37, S. 1660-1663

KEUL, J.: Geschichte der Sportmedizin. Heidelberg 1999

KLEE, Ernst: Deutsche Medizin im Dritten Reich: Karrieren vor und nach 1945. Frankfurt am Main 2001

PFISTER, G.: Von Herzdilatationen, Nierenkrankheiten und Unterleibsbeschwerden – Der Sport im medizinischen Diskurs vor dem Ersten Weltkrieg. In: GISSEL, N. u.a. (Hrsg.): Sport als Wissenschaft. Hamburg 1997 S. 75-92; PFISTER, G.: Sport war nicht

immer gesund – Zum Wandel von Gesundheitskonzepten und Bewegungskulturen. In: BACHMANN, J. (Red.): Gesundheit und Bewegung im Dialog (Teil 1). Hamburg 1996, S. 201-227

TAUBER, Peter: „Sport und Entartung". Biologistische Argumente zwischen Turnen und Sport zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: SPORTZEITEN 5 (2005), H. 3, S. 33-56

UHLMANN, Angelika: „Der Sport ist der praktische Arzt am Krankenlager des deutschen Volkes." Wolfgang Kohlrausch (1888-1980) und die Geschichte der deutschen Sportmedizin. Freiburg/Breisgau 2005

WEDEMEYER-KOLWE, Bernd: „Der neue Mensch". Körperkultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Würzburg 2004

Sport und Rasse und Rassenhygiene. Zeitgenössische Schriften (bis 1945)

KRETSCHMER, E.: Körperbau und Charakter. Berlin 1936[11/12]

TIRALA, L.: Sport und Rasse von Prof. Dr. med. et phil. Lothar Tiralla. Direktor des Instituts für Rassenhygiene an der Universität München. Frankfurt 1936

Ferdinand Hueppe (1852-1938):
Basisinformationen zur Biografie

Lebenseckdaten und Familienstand

*24.08.1852 Heddesdorf bei Neuwied, Vater Kreissekretär, sechs Geschwister

1883 Eheschließung mit Louise Mumbauer (1858-1912),

1 Tochter

+ 14.09.1938 Dresden

Ausbildung/Berufsweg

1869 Abitur nach Gymnasialzeit in Weilburg, Koblenz und Neuwied

1870-1883 Berlin/Raststatt: Berufssoldat (Sanitätsdienst) und Medizinstudium an der Kaiser-Wilhelm-Akademie (Promotion 1876,

1880-1885 Berlin: Forschungspraktikant unter dem Bakteriologen Robert Koch)

1884-1889 Forschungsleiter für Bakteriologie am Fresenius Institut Wiesbaden

1889-1909 Prag Leiter des Lehrstuhls für Hygiene, nach Lungenentzündung ab

1909 im vorzeitigen Ruhestand (Emeritierung 1912)

1912-1938 Privatdozent in Dresden

1914-1918 i. 1. Weltkrieg Generalarzt und Hygieneberater

Sportlerlaufbahn

1862ff. Aktivitäten in diversen Sportarten, besonders Fußball, Leichtathletik, Reiten, Schießen, Schwimmen, Ski, Tennis u. Wandern

1880ff. Mitgliedschaft u. Funktionär i. Turn- und Sportvereinen

1890ff. Führungsfunktionär in zahlreichen Sport-Verbänden, -Institutionen und Wissenschaftsorganisationen (siehe unten Kasten „Funktionärsämter“)

1936 Auszeichnung mit der Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft

1936 Ehrung durch Namenswidmung eines Spielplatzes auf dem Reichssportfeld des Olympiastadions

1937 Ehrenbriefträger des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen

Thomas Raithel

Sport als Chiffre? Das „Wunder von Bern" und die bundesdeutsche Gesellschaft der 1950er Jahre

Kein Ereignis der deutschen Sportgeschichte hat eine derart breite und lang anhaltende Wirkung entfaltet wie der Gewinn der Fußballweltmeisterschaft 1954 durch die bundesdeutsche Nationalmannschaft. Das „Wunder von Bern" ist inzwischen zu einem Nationalmythos geworden, zu einer sagenhaften Erzählung über die Wiederauferstehung Deutschlands nach NS-Regime und Zweitem Weltkrieg. Die symbolische Aufladung des Weltmeisterschaftsgewinns von 1954 hat vor zwei Jahren, als das 50. Jubiläum begangen wurde, seinen bisherigen Höhepunkt erreicht. Der Gewinn der Weltmeisterschaft – so war und ist in Film, Funk, Fernsehen, Presse und Publizistik in vielfachen Variationen zu sehen, zu hören und zu lesen – habe ein breites „Wir-sind-wieder-wer-Gefühl" hervorgerufen, eine Art „innere Staatsgründung" der Bundesrepublik bedeutet, die Nachkriegszeit abgeschlossen und das „Wirtschaftswunder" eingeleitet. Erwähnt sei hier nur der erfolgreich Kinofilm von Sönke Wortmann, der den in die Zukunft weisenden Triumph der Weltmeisterschaft mit der gesellschaftlichen Re-Integration eines aus der Sowjetunion zurückgekehrten Kriegsgefangenen verknüpft.

Die Geschichtswissenschaft stand dieser massiven Symbolbeladung eines sportlichen Ereignisses lange Zeit weitestgehend schweigend gegenüber. Erst in jüngster Zeit gibt es vereinzelt Versuche einer nüchtern fundierten Analyse.[80] Die Zurückhaltung

[80] Vgl. v.a. Franz-Josef Brüggemeier, Zurück auf den Platz. Deutschland und die Fußball-Weltmeisterschaft 1954, München 2004; Thomas Raithel, Fußballweltmeisterschaft 1954. Sport – Geschichte – Mythos, München 2004. So-

der Fachwelt hängt sicher auch damit zusammen, dass die bundesdeutsche Fußballgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg noch kaum Thema historischer Forschung war. Zu groß blieben lange Zeit offenbar die Berührungsängste gegenüber dieser Thematik, deren kultur-, gesellschafts- sowie partiell auch politikgeschichtliche Relevanz sich der deutschsprachigen Fachwelt erst allmählich erschließt.[81]

Die folgende Skizze baut also auf einem durchaus unsicheren historischen Terrain, so dass Vieles thesenhaft bleiben muss. Eine Leitfrage ist bereits mit dem Thema vorgegeben: Sport als Chiffre? – das heißt im konkreten Zusammenhang: Inwieweit wurde der Gewinn der Weltmeisterschaft 1954 zu einem symbolischen Zeichen für allgemeine historische Entwicklungen in der frühen Bundesrepublik? Diese Frage zielt nicht nur auf eine Überprüfung der eingangs erwähnten populärhistorischen Interpretationen, sondern soll den Blick auch auf eine Thematik lenken, die in der öffentlichen Diskussion und in der Geschichtswissenschaft bislang kaum beachtet wurde: Inwiefern war der Gewinn der Fußballweltmeisterschaft 1954 ein bedeutsames Ereignis innerhalb jenes breiten Modernisierungsprozesses, der die Bundesrepublik bereits in den 1950er Jahren erfasst hat?[82]

Die folgenden Ausführungen gliedern sich in drei Abschnitte: Zunächst erfolgen generelle Bemerkungen zum Stellenwert des Sports

---

fern nicht gesondert angegeben, stützen sich die folgenden Ausführungen auf mein eigenes Buch. Die Vortragsform wurde im wesentlichen beibehalten. Anmerkungen bleiben auf das Nötigste beschränkt.

[81] Vgl. v.a. Wolfram Pyta (Hrsg.), Der lange Weg zur Bundesliga. Zum Siegeszug des Fußballs in Deutschland, Münster 2004. Eine zusammenfassende geschichtswissenschaftliche Analyse des europäischen Fußballs bieten Fabian Brändle/Christian Koller: Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs, Zürich 2002.

[82] Vgl. z.B. Axel Schildt/Arnold Sywottek (Hrsg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1993.

und insbesondere des Fußballs in der bundesdeutschen Gesellschaft der 1950er Jahre. Daran anschließend wird der Frage nachgegangen, welche Reaktionen der Gewinn der Fußballweltmeisterschaft 1954 hier hervorgerufen hat und wie diese Reaktionen zu erklären sind. In einem dritten Schritt werde ich mich dann resümierend der Frage zuwenden, welche langfristige Bedeutung der Erfolg von Bern gewonnen hat. Dabei geht es nicht nur darum, inwieweit der sportliche Erfolg als symbolisch gedeutet werden kann, sondern auch darum, inwieweit er für die bundesdeutsche Gesellschaft zu einem Medium der Veränderung geworden ist.

1. Sport in der frühen Bundesrepublik

Zum besseren Verständnis ist hier zunächst ein kurzer Rückblick erforderlich:
Der aus England stammende moderne Sport griff seit Ende des 19. Jahrhunderts auch auf den europäischen Kontinent über. Zu nennen sind vor allem Rennwettbewerbe aller Art, Tennis, Boxen, Hockey und insbesondere der Fußball, der von allen Sportarten die rasanteste Entwicklung nahm – wenngleich seine soziale Basis in Deutschland zunächst noch weitgehend auf die bürgerlichen Mittelschichten beschränkt blieb.[83] Die schon länger angelegten und im Laufe des 19. Jahrhunderts formal fixierten „english sports" weisen eine spezifische Modernität auf: eine ausgeprägte Wettkampfsituation, die in auffälliger Analogie zum ökonomischen Konkurrenzprinzip eines freien Marktes steht, der daraus resultierende Leistungswille, die Rationalisierung und Normierung sportlicher Verfahrensregeln und der dadurch gegebene „Eigenweltcharakter" des sportlichen Spiels. Die Verbrei-

[83] Vgl. zu diesem Prozess die vergleichende Darstellung von Christiane Eisenberg, „English sports" und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800-1939, Paderborn 1999.

tung des modernen Sports lässt sich daher als Teil eines globalen Modernisierungsprozesses interpretieren. Für Deutschland kann man diesen Vorgang auch als Teil eines Verwestlichungsprozesses beschreiben.

Allerdings – wie weltweit so oft: dieser Prozess hatte auch erhebliche Konflikte zur Folge. In sportgeschichtlicher Hinsicht ist damit der langdauernde Konflikt zwischen dem neuartigen Sport und einer eigenständigen nationalen Tradition der Leibesübung gemeint, nämlich dem von Friedrich Ludwig Jahn Anfang des 19. Jahrhunderts als militärische Vorschulung begründeten ”Deutschen Turnen”. Hierzu gehörte nicht allein das Geräteturnen, sondern auch andere Betätigungen wie ”Freiübungen”, Laufen, Werfen, Schwimmen und Spiel. Neben einer vielseitigen „Leibeserziehung” standen dabei Werte der Gemeinschaftspflege, der Persönlichkeitsbildung und der Traditionswahrung im Vordergrund. Die Spezialisierung auf einzelne Disziplinen sowie individuelles Leistungs- und Rekordstreben waren daher verpönt. Wettkämpfe hatten allenfalls einen sekundären Stellenwert und wurden meist in Form mannschaftlicher Mehrkämpfe ausgetragen.

Trotz massiver Widerstände aus der Turnbewegung gelang es den importierten „sports” erstaunlich rasch, in Deutschland Fuß zu fassen. Der moderne Sport gewann im späten Kaiserreich und in der Weimarer Republik schon eine gewisse gesellschaftliche Anerkennung, wobei die einsetzende Praxis internationaler Sportkontakte und das damit verbundene Potential an nationaler Identifikation durchaus förderlich wirkten. Das NS-Regime brachte dann – entgegen aller bisherigen nationalsozialistischen Sportfeindschaft – einen überraschenden Erfolg des modernen Sports gegen die Tradition des Deutschen Turnens. Der 1934 geschaffene Deutsche Reichsbund für Leibesübungen stand in weitgehender Kontinuität zum bisherigen Spitzenverband der Sportbewegung, während die Deutsche Turnerschaft 1936 ihre Selbstauflösung beschließen

musste. Die Nationalsozialisten hatten nur zu gut die massenwirksame Kraft sowohl eines international erfolgreichen Wettkampfsports als auch des im Rahmen des „Kraft-durch-Freude"-Programms praktizierten Breitensports erkannt. Die Olympischen Spiele von 1936 wurden so zum Höhepunkt einer Verbindung zwischen NS-Staat und Sportbewegung. Deutlich zeigte sich hier, wie leicht der eigentlich von liberalen westlichen Grundprinzipien geprägte Sport von nationalistischen und totalitären Kräften zu vereinnahmen war. Auch der Deutsche Fußball-Bund passte sich bekanntlich in das Gefüge des NS-Regimes ein.[84]

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es trotz und vielleicht auch wegen der großen Zerstörungen und Entbehrungen schon bald wieder zu einer organisatorischen Neuformierung der deutschen Sportbewegung. In der Breite war es vor allem der Fußballsport, der weiterhin expandierte. 1954 zählte der DFB bereits gut 1,2 Millionen Aktive. Sieht man einmal vom deutschen Turnerbund ab, von dem gleich noch die Rede sein wird, dann folgten auf den nächsten Plätzen die Leichtathletik mit etwa 320.000, das Schwimmen mit etwa 240.000 und der Handballsport mit etwa 230.000. In der Gunst des passiven Sportpublikums und der Presse rangierten Anfang der 1950er Jahre nach dem dominierenden Fußball vor allem die Leichtathletik, Motorsport, Schwimmen, Boxen und Radsport.

Die Rückkehr bundesdeutscher Sportler auf die internationale Bühne bildete einen keineswegs unwesentlichen Aspekt für die Integration der Bundesrepublik in die Staatenwelt. Bei den Olympischen Spielen 1948 in St. Moritz und London hatten deutsche Teams ebenso gefehlt wie bei der Fußballweltmeisterschaft 1950 in Brasilien. Erst im September 1950 wurden mit der Wiederauf-

[84] Vgl. jetzt v.a. Nils Havemann, Fußball unterm Hakenkreuz. Der DFB zwischen Sport, Politik und Kommerz, Frankfurt/M. 2005.

nahme des DFB in die FIFA die Weichen für eine mögliche WM-Teilnahme 1954 gestellt. Im November 1950 kam es dann auf Initiative der Schweiz zum ersten Länderspiel einer bundesdeutschen Fußball-Nationalmannschaft, das in Stuttgart mit 1:0 gewonnen wurde. Die bundesdeutsche Beteiligung an den Olympischen Winterspielen 1952 in Oslo stieß seitens der norwegischen Gastgeber ursprünglich auf große Vorbehalte, zu frisch war die Erinnerung an die deutsche Besatzungszeit. Als Norwegen dann doch eine deutsche Mannschaft akzeptierte, gelang mit drei Goldmedaillen[85] ein überraschend erfolgreicher sportlicher Auftritt.

Die bundesdeutsche Beteiligung an den im selben Jahr stattfindenden Olympischen Sommerspielen in Helsinki war unumstritten und verlief bereits in einem entspannteren Klima, erbrachte diesmal allerdings keine Gold-, dafür immerhin 7 Silber- und 17 Bronzemedaillen. Aber auch abseits der olympischen Ebene trat der bundesdeutsche Sport international immer mehr in den Vordergrund, erwähnt seien nur die Erfolge des Reit- und Automobilsports. Letzterer erzielte am 4. Juli 1954, dem Tag, an dem die bundesdeutsche Fußballnationalmannschaft in Bern über Ungarn siegte, einen besonders großen internationalen Erfolg. Die Mercedes-Silberpfeile, die bereits 1952 auf die internationalen Rennstrecken zurückgekehrt waren, erreichten beim Großen Preis von Frankreich einen spektakulären Doppelsieg. Neben derartigen Großereignissen nahmen in den verschiedenen Sportarten immer mehr bundesdeutsche National- und Vereinsmann-

[85] Zwei dieser Medaillen gingen auf das Konto des schwergewichtigen Andreas Ostler und seiner Besatzung im Zweier- und Viererbob. Als die Bobfahrer nach ihrer Rückkehr aus Norwegen in München empfangen wurden und dort im Triumphzug durch die Stadt fuhren, zeigte sich punktuell bereits eine ähnliche Begeisterung, wie sie dann 1954 den Fußball-Weltmeistern zuteil wurde. Eine weitere Goldmedaille wurde durch das Eiskunstlaufpaar Ria Baran-Paul Falk errungen.

schaften am internationalen Sportverkehr teil. Welchen politischen Stellenwert derartige Kontakte hatten, zeigen die umfangreichen Berichte der bundesdeutschen Botschaften über das Auftreten deutscher Sportler im Ausland.

Parallel zum Bedeutungsgewinn des modernen Sports fand in den Nachkriegsjahren und in der frühen Bundesrepublik aber auch eine erstaunliche Renaissance der deutschen Turnbewegung statt. Der neugegründete Deutsche Turner-Bund zählte 1954 fast 1,1 Millionen Mitglieder. Die ersten westdeutschen Turnfeste – 1948 in Frankfurt und 1953 in Hamburg – wurden große Erfolge und vielbeachtete Bühnen der Selbstdarstellung.

Das traditionelle turnerische Selbstverständnis wurde in den ersten Jahren der Bundesrepublik mit Nachdruck und Pathos vertreten. Kernpunkt war die gemeinschaftsbildende Kraft des von intensiver Geselligkeit und vielfältiger körperlicher Aktivität gekennzeichneten Turnbetriebs und die damit verbundene Ablehnung sportlicher Leistungs-, Spezialisierungs- und Wettkampfprinzipien. 1953 pries beispielsweise ein Artikel der Turnerjugend das Hamburger Turnfest in beschwörenden Worten als „feste Burg der Zukunft“. Weiter heißt es hier: „’Die Zeit ist gegen uns. Der gute Turnverein mit seinen tragenden Idealen ist durch sensationsreichen, rekordwütigen Sport überholt usw.’, sagten Schwarzseher in den letzten Jahren. Allerdings ist die Zeit auch heute noch gegen uns. Das spricht aber für uns; denn die Zeit trägt die Zeichen des Abbaus, des beherrschenden Materialismus, der krassen Ichsucht und Verkennung der Grundwerte menschlichen Seins. Das turnerische Leben fußt auf den Idealismus, auf Gemeinsinn und gebührender Wertschätzung echter Persönlichkeitsbildung. Dies läuft diametral dem Geist der Dekadenz entgegen.“[86]

[86] *Turnerjugend,* Aug./Sept. 1953, „Hamburg. Eine feste Burg der Zukunft“.

Turnerische Grundwerte waren in moderater Form auch in einer breiteren Öffentlichkeit sowie unter führenden Politikern präsent. Auch Bundespräsident Theodor Heuss wandte sich in seiner Ansprache beim Hamburger Turnfest gegen die vermeintliche „Rekordsucht" des Sports.[87] Für Heuss hatte die – wie er es 1950 in einer Rede auf dem Frankfurter Turntag nannte – „vergemeinschaftende Funktion" des Turnens auch eine konkrete gesellschaftspolitische Aufgabe: Angesichts zahlreicher Flüchtlinge, Vertriebener, Kriegsheimkehrer und orientierungsloser junger Leute falle dem Turnerwesen der "Sonderauftrag der geschichtlichen Stunde [zu] [...], den seelisch heimatlosen Menschen im freien Verein die Heimat der Seele in der Kameradschaft zu schenken".[88]

Eine wichtige Funktion der Turn-Renaissance ist hier bereits angedeutet: die Suche nach einer positiven Identität angesichts einer immer noch sehr unsicheren und labilen gesellschaftlichen und politischen Gesamtlage. Offenbar zeigte sich – ähnlich wie in der bildungsbürgerlichen Vorliebe für die literarische Klassik mit ihren „ewigen Werten" oder in der Welle des deutschen Heimatfilms in den Kinos[89] – gerade in Abgrenzung zur NS-Vergangenheit eine Hinwendung zu einer als unbelastet geltenden deutschen Tradition.

Dies ist allerdings nur der eine Pol einer ausgeprägten Ambivalenz. Die kulturelle Entwicklung der frühen Bundesrepublik war nicht nur vom Bedürfnis nach Selbstvergewisserung im Fundus

---

[87] *Deutsches Turnen,* 15.8.1953, S. 27, „Der Bundespräsident spricht zu den Turnern".

[88] *Deutsches Turnen*, 25.6.1950, S. 3f., „Festansprache beim Deutschen Turntag 1950 des Bundespräsidenten Professor Dr. Theodor Heuß in der Paulskirche zu Frankfurt/Main".

[89] Vgl. z.B. Jürgen Trimborn, Der deutsche Heimatfilm der fünfziger Jahre: Motive, Symbole und Handlungsmuster, Köln 1998.

nationaler Tradition gekennzeichnet, sondern auch von einer Neugier auf die in den Jahren 1933-1945 ausgesperrte westliche Moderne. Aktuelle westliche Autoren bildeten neben der deutschen Klassik einen zweiten Schwerpunkt des Theaterlebens. Neben den Heimatfilmen lockten auch zahlreiche Hollywoodstreifen die Massen in die Kinos, und die amerikanische Jazz- und Swingmusik konnte ihre Faszinationskraft nun weitgehend ungehindert entfalten. 1956 griff die aus den Vereinigten Staaten kommende Welle des Rock 'n' Roll auch auf das westliche Deutschland über und leitete – trotz erheblicher Vorbehalte in der älteren Generation – eine weitere Phase der soziokulturellen „Verwestlichung" ein.

Die Entwicklung des Sports in der frühen Bundesrepublik und die schließlich doch erfolgte Durchsetzung der sportlichen Logik gegen die traditionellen turnerischen Werte stand insgesamt klar im Kontext dieser Verwestlichung. Allerdings waren die Entwicklungen im einzelnen durchaus kompliziert. So färbte die idealistische Turntradition vielfach auch auf die Sportbewegung ab, wie sich etwa an den heftigen Debatten um den vermeintlichen Materialismus des Fußballsports zeigte – jener Sportart, die den höchsten Publikumszuspruch erzielte und mit der sich, zunächst vor allem über die neu gegründeten Toto-Gesellschaften, auch am leichtesten Geld verdienen ließ. Die Schaffung einer professionellen Fußball-Liga, wie es sie in anderen westlichen Nationen schon lange gab, hatte angesichts der herrschenden Zeitstimmung zunächst wenig Chancen. So blieb es einstweilen bei einer anachronistischen Struktur regionaler Oberligen und bei dem sogenannten Vertragsspielerstatut, das nur eng limitierte Zahlungen erlaubte und das zu verdeckten Begünstigungen von Spielern geradezu herausforderte. Bekanntlich wurde eine professionelle Bundesliga erst mit der Saison 1962/63 eingeführt. Das Ereignis der Weltmeisterschaft von 1954 darf nicht darüber hinwegtäu-

schen, Dass dieser auffallende deutsche „Sonderweg" von zahlreichen Misserfolgen sowohl der Nationalmannschaft als auch der international auftretenden Vereinsmannschaften begleitet war.

2. Reaktionen der bundesdeutschen Gesellschaft auf die Fußballweltmeisterschaft 1954

Der Gewinn der Weltmeisterschaft hatte in der bundesdeutschen Gesellschaft überaus heftige Reaktionen zur Folge. Aus einem sportlichen Großereignis, das anfangs nur die Fußballinteressierten in seinen Bann schlug, wurde im Laufe des Turniers eine die bundesdeutsche Öffentlichkeit stark bewegende Angelegenheit.

Bereits vor dem Endspielsieg gab es in der Bundesrepublik eine wachsende Anteilnahme am WM-Turnier, wobei die Ausgangsbasis dieses Interesses im Jahr 1954 weitaus niedriger lag als heute. Während die Vorrunde noch ambivalente Reaktionen hervorgerufen hatte – nach dem 3:8 gegen Ungarn war viel Kritik an den taktischen Schachzügen des Bundestrainers Sepp Herberger geübt worden –, drehte sich die Stimmung spätestens nach dem 2:0-Sieg gegen Jugoslawien im Viertelfinale. „Nicht nur die eingefleischten Fußballfreunde", so stellte die *Süddeutsche Zeitung* jetzt beispielsweise fest, „packte das Weltmeisterschaftsfieber, auch die Blumenfrauen am Münchner Viktualienmarkt sind ob der deutschen Siege in Stimmung".[90] Das Halbfinale gegen Österreich am 30. Juni, das mit einem grandiosen 6:1-Erfolg endete, fand in der bundesdeutschen Öffentlichkeit dann bereits größte Aufmerksamkeit.

Am späten Nachmittag des 4. Juli waren die Straßen in bundesdeutschen Städten und Dörfern wie leergefegt. Spricht man mit

[90] *Süddeutsche Zeitung*, 30.6.1954, S. 11, „Das Weltmeisterschafts-Maßl".

Zeitgenossen, dann erhält man in der Regel präzise Angaben darüber, unter welchen Umständen dieser Augenblick miterlebt wurde und wie die Anwesenden reagierten. Ähnlich wie andere Ausnahmesituationen des eigenen Lebens ist der Moment des Sieges von Bern im individuellen Gedächtnis fest verankert.

Dennoch ist die Frage, wie die Bundesdeutschen am 4. Juli den Fußballsieg miterlebten und feierten, bislang noch nicht systematisch untersucht worden. Ich habe daher im Wintersemester 2003/04 zusammen mit Münchner Studenten eine kleine Umfrage durchgeführt.[91] Nimmt man noch veröffentlichte autobiographische Äußerungen sowie Interviews hinzu, die mit prominenten Zeitgenossen über ihre persönliche Erinnerung an den ersten Julisonntag des Jahres 1954 geführt wurden, dann ergibt sich ein Bild mit relativ klaren Konturen.

Der private Jubel über den deutschen Sieg war ungeheuer. Man schrie vor Freude und fiel sich in die Arme. Nicht selten flossen – vor allem bei den Männern – auch Tränen der Freude. Sieht man einmal von den Gaststätten oder den Gruppen vor einigen Schaufenstern ab, die Gelegenheit zum Fernsehschauen boten, dann fand auf den Straßen jedoch nur wenig öffentlicher Jubel statt. Und bei aller Intensität der Eindrücke, die zahlreiche Menschen am 4. Juli 1954 erfahren haben, darf nicht übersehen werden, dass es durchaus auch Zeitgenossen gab, an denen die Fußballbegeisterung weitgehend vorbeiging. Alles in allem ergibt sich das Bild einer intensiven, aber nach außen hin keineswegs überbordenden Begeisterung. Sicher kam dabei auch so etwas wie nationale Freude und vor allem Stolz zum Ausdruck, laute nationale Töne waren aber eher selten.

[91] Insgesamt wurden – hauptsächlich aus dem Verwandten- und Bekanntenkreis der Studenten – etwa 30 Personen befragt.

Die Siegesfreude prägte auch die Presseberichte über das Endspiel – euphorisch in der Boulevardpresse, etwas dezenter in Blättern wie der *Süddeutschen Zeitung* und der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Dabei wurde immer wieder die einzigartige sportliche Bedeutung des Ereignisses betont. Der 3:2-Sieg bedeute, so schrieb etwa die Münchner *Abendzeitung*, „vielleicht den größten Triumph deutscher Sportler, seit sportliche Wettkämpfe in der neuzeitlichen Welt ausgetragen werden“[92]. In die sportliche Freude mischte sich in der Presse fast durchgehend Genugtuung und auch ein gewisser Stolz darüber, dass die Leistung der deutschen Mannschaft auch breite internationale Anerkennung fand. Offener Nationalstolz wurde in der Presse jedoch nur relativ selten geäußert. So meinte Hans Zehrer, der nationalkonservative Chefredakteur von *Die Welt*, am 5. Juli in seinem Kommentar, der „Sieg der deutschen Mannschaft“ sei „ein Sieg Deutschlands, auf den wir stolz sein können“. Eine derartige Feststellung war 1954 keineswegs selbstverständlich, wie die nachgeschobene Rechtfertigung zeigt: „Wenn der sportliche Wettkampf unter den Völkern einen Sinn haben soll, so sollen sich diese Völker auch an ihren Siegen freuen und über ihre Niederlagen trauern.“[93]

Wenn man nach jenem „Wir-sind-wieder-wer-Gefühl“ sucht, das der populären Überlieferung zufolge in der Bundesrepublik mit der Weltmeisterschaft ausgebrochen sein soll, dann findet man Ansätze hierzu am ehesten in der verbreiteten Befriedigung über das hohe Maß an internationaler sportlicher Anerkennung unmittelbar nach dem Endspiel. Viel mehr als Ansätze waren es aber wohl kaum. Von einem saturierten und auftrumpfenden „Wir-sind-wieder-wer“, wie es für die Bundesrepublik erst in den

[92] *Abendzeitung*, 5.7.1954, S.5, „Kaum zu glauben: Wir sind Weltmeister!“
[93] *Die Welt*, 5.7.1954, S. 1, „3:2“. Der Artikel trägt das Kürzel H.Z. Hans Zehrer war seit der Übernahme der *Welt* durch den Springer-Konzern im Jahr 1953 Chefredakteur und verfolgte einen nationalkonservativen Kurs.

späten 1950er und frühen 1960er Jahren charakteristisch wurde[94], ist nur wenig zu spüren. Die Verknüpfung von sportlichem und wirtschaftlichem Selbstbewusstsein war allerdings bereits im Gange, wie sich in vereinzelten Parallelisierungen von „Fußball-" und „Wirtschaftswunder" zeigte.

Bevor sich in der Bundesrepublik eine breite „Wir-sind-wieder-wer-Stimmung" durchsetzen konnte, musste erst einmal wieder ein tragendes „Wir-Gefühl" aufgebaut werden. Hierfür stellte die Fußballweltmeisterschaft 1954 zweifellos ein wichtiges Ereignis dar, wie sich in den Tagen nach dem 4. Juli vor allem in der Boulevardpresse zeigte. Während in den seriösen Tageszeitungen das „Wir" oder auch ein „Unser" eher selten blieben, gingen Blätter wie die Münchner *Abendzeitung* oder die *Bild-Zeitung* offensiv mit dem identifikatorischen „Wir" um. „Kaum zu glauben: Wir sind Weltmeister!", titelte die *Abendzeitung* am 5. Juli in ihrem Sportteil, und *Bild* verkündete „Unsere Jungen sind Weltmeister!"[95]

Besonders deutlich zeigte sich die Anteilnahme der Bevölkerung bei der Rückkehr der Mannschaft aus der Schweiz, die zu einem wahren Triumphzug wurde.[96] Das bundesdeutsche Team reiste zunächst mit einem Sonderzug vom schweizerischen Spiez, wo sich das Mannschaftsquartier befunden hatte, nach München. Die gesamte Strecke innerhalb der Bundesrepublik war gesäumt von Menschen. Zwischenstopps an verschiedenen Bahnhöfen – u.a. anderem zur Übernachtung in Konstanz – gestalteten sich zu Großkundgebungen der Siegesfreude. Am Ende der Strecke in München, wo es offizielle Ehrungen im Rathaus und bei der Ba-

[94] Vgl. Klaus Hildebrand, Der Slogan, wir sind wieder wer …, in: Rudi Michel (Hrsg.), Fritz Walter. Die Legende des deutschen Fußballs, Stuttgart 1995, S. 109f.

[95] *Bild-Zeitung*, 5.7.1954, S. 1, „Deutschland Weltmeister!"

[96] Vgl. hierzu vor allem Alfred Georg Frei, Finale Grande. Die Rückkehr der Fußballweltmeister 1954, Berlin 1994.

yerischen Staatsregierung sowie einen DFB-Ehrenabend im Löwenbräukeller gab, erwarteten dann Hunderttausende die Weltmeister vor dem Bahnhof und entlang der Route eines Autokorsos. In den Wochen danach wurden die in ihre Heimatstädte heimkehrenden Weltmeister als Lokalmatadoren gefeiert. In Hamburg (Jupp Posipal), Köln (Hans Schäfer), Düsseldorf (Toni Turek), Essen (Helmut Rahn), Nürnberg (Max Morlock) und Fürth (Karl Mai) waren Zehntausende und mehr auf den Beinen. Am größten aber war der Trubel in Kaiserslautern, kamen doch fünf Weltmeister vom 1. FCK (Horst Eckel, Werner Kohlmeyer, Werner Liebrich, Fritz und Otmar Walter). Etwa 100.000 Menschen sollen ihre „Lautrer Jungen“[97] erwartet haben.

Bereits bei ihrer Rückkehr aus der Schweiz ging eine Flut oft sehr liebevoller Geschenke aus der Bevölkerung auf die Weltmeistermannschaft nieder: Aufmerksamkeiten und Erinnerungsgaben aller Art, Blumensträuße, Wein, Sekt, Kuchen und belegte Brötchen. Zahlreiche Geschenke kamen auch von regionalen Firmen, die Zwischenaufenthalte des Sonderzuges effektvoll nutzten. So übereichten Damen der Maggi-Werke in Singen die neuesten Gewürz- und Suppenprodukte, aber auch fabrikfrische Unterwäschekollektionen fanden ihren Weg zu den Weltmeistern, deren Zugabteile schließlich voll gestapelt waren.

„Mit Billigung des DFB“[98] wurden in den folgenden Wochen auch beachtliche materielle Werte angehäuft. Unter den vom *Kicker* bereits am 12. Juli aufgelisteten Geschenken, die jeder Weltmeisterschaftsteilnehmer erhalten hatte, waren unter anderem ein

[97] Vgl. die Aufschrift auf einem über die Straße gespannten Spruchband: „Als Namenlose zogt Ihr aus,/ als Weltmeister kommt Ihr nach Haus./ Deutschlands größter Triumph ist errungen. Herzlich willkommen, Ihr Lautrer Jungen!“ S. Raithel, Fußballweltmeisterschaft 1954, S. 83.

[98] [Morlock, Max:] Maxl Morlock erzählt. Von der Schülerelf zur Weltmeisterschaft, München 1955, S. 176.

Kühlschrank, ein Fernseh- und ein Rundfunkgerät, ein Regenmantel und ein Kronleuchter.[99] Ende Juli wurden der siegreichen Finalelf und ihrem Trainer im Fußballstadion von Dingolfing zwölf Goggo-Motorroller übergeben. Auch auf lokaler und regionaler Ebene nutzten Handel und Industrie die Gelegenheit, sich werbewirksam mit großen Geschenken an „ihre" Weltmeister" in Szene zu setzen. Weitere Kühlschränke, Fernsehgeräte und andere Haushalts- und Einrichtungsgegenstände sowie vereinzelt auch Autos wurden den Fußballhelden überreicht.

Wie lässt sich die Intensität der eben geschilderten Reaktionen erklären? Zunächst seien einige Faktoren aufgeführt, die im sportlichen Ereignis selbst und in seiner unmittelbaren Wahrnehmung begründet liegen. Fundamental war zweifellos die sportliche Bedeutung, handelte es sich doch um den größten Erfolg einer deutschen Fußball-Nationalmannschaft überhaupt.[100] Der deutsche Turniersieg war zudem ein Überraschungserfolg mit der Dramaturgie eines „Fußball-Wunders", das ein zur mythischen Überhöhung geradezu einladendes Grundmuster besaß: Die Bundesrepublik war als Außenseiter zur Weltmeisterschaft gefahren und erreichte das Endspiel gegen die scheinbar übermächtige ungarische Wunder-Mannschaft der 1950er Jahre, die zuvor 31 Länderspiele ohne Niederlage absolviert hatte. Schon bald nach Spielbeginn lag die deutsche Mannschaft mit 0:2 zurück, um dann aufzuholen und kurz vor Schluss den Siegtreffer zu erzielen. Der Begriff des „Wunders" war daher in der öffentlichen Wahrnehmung sofort präsent.

Ein zweiter Erklärungsansatz betrifft die Weltmeisterschaft als mediales Großereignis. Wenngleich dieses weit unter den heutigen Maßstäben lag, gab es für die damalige Zeit doch eine sehr

[99] *Kicker*, 12.7.1954, S. 24, „Vom Kühlschrank bis zur Lambretta".
[100] Bestes Ergebnis war bisher ein 3. Rang bei der Weltmeisterschaft 1934 in Italien gewesen.

wirkungsvolle Mischung einer intensiven Presseberichterstattung, packender Radioreportagen und neuartiger Möglichkeiten des Live-Fernsehens. In der Bundesrepublik konnten alle Spiele der deutschen Mannschaft in voller Länge im Rundfunk verfolgt werden. Das Finale erhielt bekanntlich vor allem durch die legendäre Radioreportage Herbert Zimmermanns vom Nordwestdeutschen Rundfunk seine Prägung.[101] Auch wenn der Stellenwert des Fernsehens noch weit hinter dem des Rundfunks lag, bewirkte die Weltmeisterschaft hier doch eine Initialzündung. Die erste Fußballübertragung in der Bundesrepublik lag damals erst gut eineinhalb Jahre zurück. Während der Weltmeisterschaft wurden neun Spiele über den „Europäischen Programmaustausch" live gesendet. Häufig waren es Gaststätten, die sich noch rechtzeitig zum Turnier eines der zeitweise rar werdenden und noch relativ teuren Geräte sichern konnten. Hier oder auch vor den Schaufestern von Fernseh- und Rundfunkgeschäften verfolgten viele Menschen dicht gedrängt die deutschen Spiele.

Auch die räumliche Nähe des sportlichen Ereignisses zur Bundesrepublik war nicht ohne Bedeutung. Die Fußball-Weltmeisterschaft 1954 wurde von zahlreichen deutschen Zuschauern live vor Ort verfolgt, die oftmals kurzfristig von Spiel zu Spiel in die Schweiz gereist waren und sich häufig erst vor Ort, regulär oder am Schwarzmarkt, Eintrittskarten gesichert hatten. Bei der mit rund 57.000 Zuschauern ausverkauften Halbfinalpartie Deutschland gegen Österreich in Basel sollen bis zu 40.000 Deutsche anwesend gewesen sein. Im ausverkauften Endspiel am 4. Juli im Berner Wankdorfstadion wurden offiziell 62.471 Zuschauer registriert. Nach zeitgenössischen Schätzungen befanden sich darunter 10.000 bis 30.000 Deutsche.

---

[101] Zu Zimmermann vgl. Erik Eggers, Die Stimme von Bern. Das Leben von Herbert **Zimmermann**, Reporterlegende bei der WM 1954, Augsburg 2004.

Die eben genannten Faktoren wären allerdings von relativ beschränkter Bedeutung geblieben, wenn es in der bundesdeutschen Gesellschaft nicht ein sehr hohes Maß an Identifikation mit der erfolgreichen Nationalmannschaft gegeben hätte. Hier liegt zweifellos die wichtigste Erklärung für die in dieser Intensität in Deutschland neuartigen Reaktionen auf einen sportlichen Erfolg. Diese Identifikation vollzog sich auf unterschiedlichen Ebenen, wobei die gesamte Befindlichkeit der bundesdeutschen Gesellschaft des Jahres 1954 in den Blick kommt:

a) Die nationale Ebene der Identifikation. In manchen populären Darstellungen ist immer noch das Klischee verbreitet, der WM-Sieg von 1954 habe im Westen Deutschlands zu einem offenen Rückfall in den Nationalismus geführt. Vor allem zwei Vorfälle dienen immer wieder als Beleg für die These von der nationalistischen Reaktion auf den bundesdeutschen Fußballtriumph von 1954.

Der eine Vorfall fand noch in Bern statt: Als nach Übergabe des Weltmeisterpokals die deutsche Nationalhymne intoniert wurde, sangen die meisten anwesenden deutschen Zuschauer mit – und zwar ganz überwiegend die erste Strophe. Es erscheint jedoch übertrieben, hierin vor allem das Zeichen für einen immer noch virulenten Nationalismus zu sehen. Die dritte Strophe des Deutschlandliedes war erst 1952 offiziell zur Nationalhymne erhoben worden. Wie Bundespräsident Heuss, der erfolglos für eine ganz neue Hymne eingetreten war, befürchtet hatte, saß der Text der ersten Strophe noch fest in den Köpfen. Außer dem Gesang des Deutschlandliedes kam es am 4. Juli im Stadion kaum zu „nationalen“ Manifestationen. Die Zahl der von den deutschen Zuschauern mitgeführten schwarz-rot-goldenen Fahnen war, wie alle Bilder von den Stadionrängen in Bern belegen, nach heutigen Maßstäben sehr gering.

Generell blieb das Vorzeigen der Nationalfarben 1954 erheblich seltener, als dies inzwischen bei Länderspielen üblich ist. Die auf der Straße zur Schau getragene nationale Fußballbegeisterung ist in der Bundesrepublik übrigens ein relativ junges Phänomen. Auch 1974, beim Gewinn des zweiten Weltmeisterschaftstitels, waren unmittelbar nach dem Endspiel die öffentlichen Feiern meist noch recht bescheiden. Erst 1990, beim dritten Titel, gab es – nach dem Vorbild der in Deutschland lebenden südeuropäischen und türkischen Fußballfans und wohl auch inspiriert durch die Bilder aus Berlin nach dem Fall der Mauer – auf vielen Straßen eine Art schwarz-rot-goldenes Volksfest. Inzwischen hat sich diese Art nationaler Fußballfreude, wie die Weltmeisterschaft 2006 überdeutlich vor Augen geführt hat, zu einer Art „Partyotismus" gesteigert, der wohl eher eine spielerische Veräußerlichung nationaler Symbole als eine nationalistische Renaissance spiegelt.

Der zweite häufig angeführte Beleg für ein vermeintliches Aufbrechen des deutschen Nationalismus im Jahr 1954 war die Rede des DFB-Präsidenten Peco Bauwens während der bereits erwähnten Ehrung der Nationalmannschaft im Münchner Löwenbräukeller. Es handelte sich in der Tat, wie die *Süddeutsche Zeitung* damals prägnant feststellte, um eine „entgleiste Rede"[102], deren bizarr-nationalistische Töne in einer Rundfunkübertragung auch noch live verbreitet wurden. So dankte Bauwens unter anderem Wotan, dem „alten Germanengott"[103], für seine Hilfe. Das angebliche Verschwinden der zum Endspiel gehissten deutschen Flagge von einem Mast des Wankdorfstadions diente dem DFB-Präsidenten als Anlass zu einem martialischen Ausfall: „[...] 'und jetzt kämpftet Ihr ohne äußere Flagge, aber im Herzen tragt Ihr die deutsche Flagge, und dann haben die Jungen es wirklich ge-

[102] *Süddeutsche Zeitung*, 8.7.1954, S. 3, „Entgleiste Rede".
[103] Ebd.

zeigt, was ein gesunder Deutscher, der treu zu seinem Lande steht, vermag.'"[104] Schließlich fiel auch noch ein Reizwort aus der NS-Zeit, wobei der Redner offensichtlich einen scherzhaften Ton anschlagen wollte: Als er dem DFB-Vizepräsidenten Hans Huber eine goldene Ehrennadel anheftete, sprach Bauwens davon, nun „'vom Führerprinzip – im echten Sinne natürlich – Gebrauch'" machen zu wollen.

In den Ausführungen des DFB-Präsidenten spiegelte sich ein grundsätzliches Problem. Bauwens, der selbst kein Nationalsozialist gewesen war, hatte offenbar überhaupt kein Gespür dafür, welche Wirkung derartige Töne neun Jahre nach Kriegsende im In- und Ausland hervorriefen. Selbst wenn manches – wie einzelne wohlwollende Stimmen versicherten – eher „humorvoll" gemeint gewesen sein sollte, ändert dies nichts daran, dass der DFB-Präsident den Siegesfeiern einen unangenehmen Beiklang gab.

Charakteristischer für das bundesdeutsche Klima als die Bauwens-Rede waren allerdings die heftigen negativen Reaktionen auf diese Rede in weiten Bereichen der bundesdeutschen Presse sowie in der Politik. Bundespräsident Heuss kritisierte den DFB-Vorsitzenden sogar öffentlich im vollbesetzten Berliner Olympiastadion, als er dort am 18. Juli 1954 die Fußball-Nationalmannschaft mit dem Silbernen Lorbeerblatt auszeichnete.

Generell ist festzuhalten, dass nach dem Sieg von Bern in der bundesdeutschen Bevölkerung und Öffentlichkeit kaum offene nationale Töne geäußert und nur in bescheidenem Maße nationale Symbole wie die Nationalflagge gezeigt wurden. Sicher gab es so etwas wie verborgene nationale Freude, die aber angesichts der jüngsten Vergangenheit gleichsam von einem Schutzschild

[104] *Abendzeitung*, 8.7.1954, S. 3. „Also sprach der Präsident…". Auch zum folgenden Zitat.

an Vorsicht umgeben war – nicht zuletzt auch im Hinblick auf die mit Recht befürchteten Gegenreaktionen im Ausland.[105]

b) Die regionale bzw. lokale Ebene der Identifikation. Wie bereits erwähnt trugen die Empfänge einzelner Weltmeister in deren Heimatstädten bzw. in den Städten ihrer Vereinsmannschaften – damals fiel beides noch oftmals zusammen – einen spezifisch regionalen oder lokalen Charakter. Die nationale Freude mischte sich bei diesen Feiern in den Heimatstädten mit einem gehörigen Maß an Lokal- und Vereinspatriotismus. „Kein Kind und kein Erwachsener waren zu sehen", so berichtete beispielsweise eine örtliche Zeitung über die wartenden Menschenmassen in Kaiserslautern, „die nicht ein Fähnchen des FCK getragen hätten".[106] Aber auch an Orten ohne eigene Weltmeister war die regionale Symbolik oftmals naheliegender als die nationale. Eine geradezu symbolische Szene ist aus Singen überliefert, wo die offizielle Begrüßung im chaotischen Ansturm weitgehend unterging: Die Stadtmusiker wollte die Nationalhymne spielen, vermochten aber im Gedränge nicht die Noten zu lesen. Da die Musiker das Deutschlandlied nicht auswendig konnten, stimmten sie einfach zwei regionale Märsche an. Eine Analogie zu diesem in der Fußballfreude praktiziertem Bezug auf das Regionale gab es Mitte der 1950erJahre, auch den bereits erwähnten Heimatfilmen, die dem massenhaften Kinopublikum ein heiles Deutschland der Regionen vorgaukelten.

c) Die Identifikation der kleinen Leute mit den Weltmeistern oder: die Interpretation des WM-Sieges im Sinne zeitgenössischer Alltagswerte.[107] Sieht man vielleicht von einzelnen Bou-

[105] Vgl. v.a. einen alarmistischen Kommentar in der führenden französischen Tageszeitung *Le Monde*, 8.7.1954, „Achtung!"
[106] *Die Rheinpfalz,* zitiert nach Frei, Finale Grande, S. 118.
[107] Die folgenden Ausführungen knüpfen v.a. an Frei, Finale Grande, an.

levardblättern wie der – damals noch keineswegs so dominanten – *Bild-Zeitung* ab, dann zeigt der Blick in die zeitgenössische Presse vor allem eines: Bedeutsamer als das Nationale oder gar Martialische war nach dem Erfolg von Bern eine gewisse Übereinstimmung der Fußballberichterstattung mit den verbreiteten gesellschaftlichen und kulturellen Werten der frühen 1950er Jahre. Das zumeist gezeichnete Bild eines schwer erkämpften und hart erarbeiteten Sieges entsprach genau jener Leistungs- und Arbeitsethik, die den materiellen und wirtschaftlichen Wiederaufbau trug. Das Loblied der Kameradschaft, das den Weltmeistern immer wieder gesungen wurde, stand in einer alten deutschen Tradition der Mythisierung von „Gemeinschaft", die nach dem Zweiten Weltkrieg keineswegs abgebrochen war, wie am Beispiel der erneuerten Turnbewegung bereits erwähnt wurde. Und das von Adenauer und Heuss praktizierte Muster der patriarchalischen Führung wurde vom autoritären und doch sanften „Chef" Herberger glänzend bestätigt.

Dass die Deutung des Fußballtriumphes in den Wertehorizont der frühen Bundesrepublik eingepasst wurde, erleichterte die unmittelbare Identifikation mit den Spielern. Sie erschienen als Menschen „wie Du und Ich", die fest in der bundesdeutschen Arbeitswelt verankert waren. Bezeichnend hierfür ist beispielsweise die Mannschaftsaufstellung, die der *Münchner Merkur* seinen Lesern vor dem Endspiel gab: Hinter den deutschen und ungarischen Spielernamen stand neben dem Alter auch der Beruf. Eine Auswahl von Arbeitern, kleinen Angestellten, Handwerkern und Beamten spielte demnach gegen eine Militär- und Polizeiauswahl.[108] Dass die Wirklichkeit des internationalen und auch nationalen Spitzenfußballs bereits 1954 eine andere war, versteht sich von selbst.

[108] *Münchner Merkur*, 3./4.7.1954, S. 16.

Die Gleichsetzung mit der eigenen Lebenswelt wurde durch das nach außen hin völlig disziplinierte und auch im Erfolg zurückhaltende und bescheidene Auftreten der Spieler begünstigt. Selbst nach dem Weltmeisterschaftssieg gab es keine triumphierenden Gesten, vielmehr wurde der „Chef" auf den Schultern in die Kabine getragen. Kaum etwas störte so den Eindruck, dass sich die außergewöhnliche Leistung der deutschen Elf nicht prinzipiell von den Anstrengungen des eigenen Alltags unterschied. Die deutsche Bevölkerung feierte somit bei der Rückkehr der Weltmeister gleichsam ihr eigenes Spiegelbild. Und nach langen Jahren der Entbehrungen, die man in einem verbreiteten selbstgerechten Selbstbild eher als Opfer denn als Mitverantwortlicher zu erleiden hatte, fühlte man sich dank eigener Leistung auch wieder berechtigt, Erfolge zu feiern. Die Symbole des Wirtschaftswunders, mit denen die Weltmeister beschenkt wurden, erschienen dabei wohl auch als künftige Verheißung für die breite Bevölkerung.

Die schon bald vorherrschende Deutung des deutschen Sieges in den Kategorien der Leistungsethik und Gemeinschaftsideologie überstrahlten bald nicht nur die unzweifelhafte Spielkunst der deutschen Weltmeisterschaftsmannschaft, sondern auch den Begriff des „Fußballwunders", von dem unmittelbar nach dem Endspiel so oft die Rede gewesen war. Ähnlich ging es übrigens zeitgenössisch auch dem Begriff des „Wirtschaftswunders", der immer wieder zum Widerspruch reizte. Vermutlich liegt hier eine Erklärung dafür, dass der heute so beherrschende Topos des „Wunders von Bern" zeitgenössisch noch keine Verbreitung fand. In den Tagen nach dem Finale kam ihm die bereits zitierte Schlagzeile der *Süddeutschen Zeitung* vom 5. Juli („Die deutsche Elf vollbringt in Bern das Fußball-Wunder") wohl am nächsten. Erstmals formuliert wurde das „Wunder von Bern" dann vermutlich im *Kicker* vom 12. Juli. Friedebert Becker, der Herausgeber des Fachblattes, äußerte in einer resümierenden Analyse die Hoff-

nung, „dass der DFB durch das Wunder von Bern aufgerüttelt ist, aus seinem Zögern zu erwachen“ – und meinte damit die seiner Meinung nach überfällige Einführung eines „offenen Professionalismus“.[109] Das „Wunder von Bern“ stellte hier nicht viel mehr als eine en passant verwendete Formulierung dar, deren inhaltlicher Gehalt eng auf das fußballerische Ereignis beschränkt blieb und deren Verwendung einer rein sportlichen Argumentation diente. In der bundesdeutschen Öffentlichkeit des Jahres 1954 fand diese Begriffsschöpfung, so weit bisher bekannt, keine Nachahmer. Es sollte noch sehr lange dauern nämlich bis in die 1990er Jahre – bis sich das „Wunder von Bern“ zum beherrschenden und mit einem hohen Symbolgehalt aufgeladenen Begriff entwickelte.

3. Die langfristige Bedeutung des Erfolgs von Bern für die bundesdeutsche Gesellschaft

Inwieweit lässt sich von den eben dargestellten intensiven Reaktionen, den der Sieg von Bern in der Bundesrepublik hervorgerufen hat, auf eine langfristige wirksame Bedeutung dieses Ereignisses für die bundesdeutsche Gesellschaft schließen? Bei der abschließenden Beantwortung dieser Frage soll zunächst wieder an die bereits zu Beginn des Aufsatzes erwähnten populären Interpretationsmuster angeknüpft werden.

Klar zurückzuweisen ist zunächst die Vorstellung, der Gewinn der Fußballweltmeisterschaft habe den Auftakt des deutschen „Wirtschaftswunders“ bedeutet.[110] 1954 war der wirtschaftliche

[109] *Kicker*, 12.7.1954, S. 3f., „Weltmeister nur durch Glück?“, hier S. 4.

[110] Zur wirtschaftlichen Entwicklung vgl. z.B. Philipp Heldmann, Das „Wirtschaftswunder“ in Westdeutschland. Überlegungen zu Periodisierung und Ursachen, i**n:** Archiv für Sozialgeschichte 36 (1996), S. 323-344; **Ludger Lindlar, Das mißverstandene Wirtschaftswunder: Westdeutschland und die**

Aufschwung längst im Gange. Gleichzeitig wurde die in den Anfangsjahren der Bundesrepublik herrschende Arbeitslosigkeit trotz einer hohen Zahl von Flüchtlingen aus der DDR allmählich abgebaut, und die Reallöhne waren kräftig gestiegen. Besonders ausländische Beobachter sprachen angesichts der raschen Erholung des zerstörten Landes schon seit Jahren von einem „Wirtschaftswunder".

Es bedurfte daher keines Weltmeistertitels, um die wirtschaftlichen Wachstumszahlen nach oben zu treiben. Eine Ausnahme bildete die Fernsehgeräteindustrie, die von dem Weltmeisterschaftsboom profitieren konnte. Da es sich hier um eine zukunftsweisende Branche handelte, gewann dieser spezifische Aufschwung offenbar im Rückblick eine besondere Symbolkraft, so dass hiervon nicht selten auf die allgemeine Entwicklung geschlossen wurde.

Etwas schwieriger ist die Antwort auf die Frage nach der gesellschaftlichen und politischen Integrationskraft, die vom bundesdeutschen WM-Sieg ausging. Wie im zweiten Abschnitt dieses Aufsatzes skizziert wurde, darf die Ausbildung eines nationalen „Wir-sind-wieder-wer"-Gefühls nicht überschätzt werden. Allerdings, auch dies wurde bereits ausgeführt, hat der WM-Sieg vielen Menschen ein intensives und freudiges Gemeinschaftserlebnis verschafft und zudem den herrschenden Wertehorizont der frühen Bundesrepublik eindrucksvoll bestätigt. Mit einigem Recht lässt sich darüber spekulieren, dass dies in begrenztem Maße dem Selbstbewusstsein vieler Bundesbürger förderlich war und letztlich auch der Integrationskraft des neuen Staates zugute kam.

Ein empirischer Nachweis hierfür dürfte allerdings kaum zu erbringen sein. Spezifische Umfragen zu den Wirkungen der Welt-

westeuropäische Nachkriegsprosperität, Tübingen 1997.

meisterschaft scheinen zeitgenössisch nicht durchgeführt worden zu sein. Die vorliegenden demoskopischen Ergebnisse zu allgemeinen politischen Stimmungen sind sicherlich nur bedingt geeignet, Aufschlüsse hierüber zu geben. Dennoch mahnen sie dazu, mit der Interpretation des Sieges von Bern vorsichtig zu sein. Wenn man die Antworten auf die seit 1950 vom Institut für Demoskopie in Allensbach erhobene Frage „Sind Sie im großen und ganzen mit der Politik Adenauers einverstanden oder nicht einverstanden?“ als Indikator einer allgemeinen politischen Zufriedenheit heranzieht, dann wird deutlich, dass der Hauptschub wachsender Zustimmung schon im Jahr 1953 stattgefunden hatte. Diese Entwicklung hat sich auch im überragenden Ergebnis für die CDU/CSU bei den zweiten Bundestagswahlen gespiegelt. 1954 sank die Zustimmungsrate wieder leicht, besonders deutlich – von 52 % auf 47% – vom II. zum III. Quartal. Kurzfristig hatte der glückliche Verlauf der Weltmeisterschaft also keinerlei Einfluss auf die politische Stimmung zugunsten der Regierung Adenauer.

Man sollte sich daher vor überzogenen Aussagen hüten, zumal der Erfolg von Bern in den Folgejahren in der deutschen Öffentlichkeit keine große Rolle mehr spielte und die Fußball-Nationalmannschaft bald wieder im bisherigen Mittelmaß versank. Den 4. Juli 1954 als das eigentliche „Gründungsdatum“ der Bundesrepublik zu feiern – wie dies in Teilen der Medien und der fußballgeschichtlichen Publizistik seit Jahren geschieht[111] – ist daher völlig unangemessen.

Wichtiger scheint mir ein dritter Aspekt in der Wirkungsgeschichte des Weltmeisterschafssieges von 1954. Meine These lautet: Der Sieg von Bern war auch ein Sieg des modernen Sports gegen zeitgenössisch immer noch starke traditionalistische Widerstän-

[111] Vgl. zuletzt v.a. Arthur Heinrich, 3:2 für Deutschland. Die Gründung der Bundesrepublik im Wankdorf-Stadion zu Bern, Göttingen 2004.

de. Er wurde dadurch neben vielen anderen Faktoren für die bundesdeutsche Gesellschaft zu einem Medium der Veränderung und damit auch der westlich geprägten Modernisierung.

In der Endphase der Weltmeisterschaft und nach dem Finale zeigte sich, dass die Anteilnahme auch zahlreiche Menschen erfasste, die bislang vom Fußballsport nichts hatten wissen wollen. Die Presse hat diesen Vorgang in ihren Berichten und Kommentaren immer wieder erwähnt. Der „Sieg des Sports", so schrieb beispielsweise Hans Zehrer in der *Welt* vom 5. Juli, „sprengte den Raum seiner bisherigen Interessenten und wurde zu einer Sache, die alle anging". Ausdrücklich erwähnte der Chefredakteur dabei eines der kulturellen Vorurteile, die dem Fußballsport bislang in Teilen des deutschen Bildungsbürgertums entgegengebracht worden waren: „Er [der Sieg des Sports] ist auch ein Sieg des Fußballs, der gestern aufgewertet wurde. Dem dramatischen Aufstieg der deutschen National-Elf haben sich auch die nicht entziehen können, die den Fußball in das Gebiet der Massenemotionen verweisen wollen."[112]

Mit dem 4. Juli 1954 war der Fußballsport zumindest vorübergehend in das Zentrum der bundesdeutschen Gesellschaft gerückt. Ein Indikator hierfür ist beispielsweise der *Spiegel* vom 18. Juli, dessen Titelbild das schlau-nachdenkliche Gesicht Sepp Herbergers zeigt. Punktuell verband sich dieser gesellschaftliche Bedeutungsgewinn des Fußballs mit erheblichen Tabubrüchen. Am wirkungsmächtigsten war in diesem Zusammenhang ein damals weithin noch als blasphemisch empfundener Ausspruch des Rundfunkreporters Herbert Zimmermann, der den deutschen Torhüter Toni Turek wegen seiner Paraden im Endspiel spontan als „Fußball-Gott" pries. Dass Fußballbegeisterung zum modernen, säkularisierten Religions-Ersatz werden kann, schien sich hier erstmals anzudeuten und provozierte einigen öffentlichen

[112] *Die Welt*, 5.7.1954, S. 2, „3:2".

Wirbel. Erneut war es der Bundespräsident, der daraus die Konsequenz einer öffentlichen Belehrung zog: „Und ich habe gelesen“, so Heuss bei dem bereits erwähnten Empfang im Berliner Olympiastadion, „dass Turek ein ‚Fussballgott’ sei. Lieber Turek, werden Sie das nicht. Turek soll ein zuverlässiger und wendiger Spieler sein und soll es bleiben. Wir haben uns gefreut, dass er es für Deutschland gewesen ist.“[113]

Insgesamt gewann das Interesse für den Fußballsport unter dem Eindruck des deutschen Erfolgs von 1954 weiter an gesellschaftlicher Breite. In einer engen Wechselbeziehung hierzu stand der Bedeutungsgewinn, den der Sport im Allgemeinen und der Fußball im Besondern in den Medien und vor allem im expandierenden Fernsehen erzielten. Diese Entwicklung wurde während der Fußballweltmeisterschaft 1958 in Schweden sehr deutlich, als bereits bei den ersten Gruppenspielen der deutschen Mannschaft die Straßen der Städte wie leergefegt waren.[114]

Im Gefolge der Weltmeisterschaft von 1954 drängten zahlreiche Jungen in die Fußballvereine. Auch wenn kaum zu bestimmen sein wird, welchen Anteil der Erfolg in der Schweiz an den weiterhin steil ansteigenden Mitgliederzahlen des DFB besaß, dürfte außer Zweifel stehen, dass er mit dazu beitrug. 1960 waren knapp 1,8 Millionen erreicht. Der Deutsche Turner-Bund wurde inzwischen klar überflügelt. Die allmählich wachsenden kommunalen und staatlichen Leistungen für den Sportstättenbau leisteten hierfür eine wesentliche Beihilfe – DFB-Präsident Bauwens hatte dies unmittelbar nach dem Finale von Bern massiv angemahnt.

Der sich in den späten 1950er und in den 1960er Jahren endgültig abzeichnende Sieg des modernen Sports gegen die alten Werte

[113] Zitiert nach dem Text in Bundesarchiv Koblenz, Nl. Heuss, Nr. 12.
[114] Vgl. Werner Skrentny, Fußballweltmeisterschaft 1958 Schweden, Kassel 2002, S. 18.

des Deutschen Turnens lässt sich freilich anhand von Mitgliederzahlen nicht angemessen erfassen. Entscheidend war vielmehr die weitere Verbreitung rationaler sportlicher Logik – vor allem des Leistungs- und Wettkampfprinzips.115 Der bundesdeutsche Gewinn der Fußballweltmeisterschaft hatte hieran sicher seinen Anteil, wurde er doch in der Öffentlichkeit als Exempel sportlicher Prinzipien inszeniert. Dies gilt nicht nur für den schon mehrfach erwähnten Aspekt der Leistung. Auch eine gewisse „Eigenweltlichkeit" sportlichen Wettkampfs fand 1954 eine eindrucksvolle Demonstration. Herbergers souveräne Brüskierung nationalen Prestigedenkens beim Verzicht auf die stärkste Mannschaftsaufstellung im Vorrundenspiel gegen Ungarn war allein einer spezifisch sportlichen Wettkampfstrategie verhaftet. Der 1954 in Teilen der bundesdeutschen Öffentlichkeit zunächst stark angefeindete „Schachzug" des Bundestrainers gehörte nach dem Turnier zum festen Repertoire der Lobeshymnen auf den „Bundessepp".

Die „Eigenweltlichkeit" des Sports wurde aber noch in anderer Hinsicht betont. Kommentatoren und Politiker wiesen nach dem Sieg gegen Ungarn immer wieder darauf hin, dass es sich „nur" um ein „Spiel" gehandelt habe. Die Furcht vor einem Aufflammen nationalistischer Leidenschaften in der Bevölkerung sowie die erwähnten martialischen Töne des DFB-Präsidenten wirkten dabei als Impulse für teilweise geradezu penetrant wirkende Ermahnungen. Eng damit verbunden war die Propagierung sportlicher Fairness, die von Heuss sogar in den Mittelpunkt seiner Ansprache im Berliner Olympiastadion gestellt wurde. Das mag alles ein wenig „volkspädagogisch" bemüht wirken, und es diente aus der bequemen Position des Erfolgs auch der wohlfeilen Konstruktion einer „heilen Welt". In der Mitte des 20. Jahrhunderts,

[115] Das Turnen selbst wurde nach und nach zu einer modernen Sportart, die sich diesen Prinzipien unterwarf, während die alten turnerischen Ideale weiter verblassten.

nach einer Epoche der nationalistischen Leidenschaften und der Weltkriege und neun Jahre nach Zusammenbruch des NS-Regimes, konnten derartige Lektionen in Deutschland aber nur heilsam sein. In Anlehnung an Norbert Elias kann man hierin auch ein Beispiel dafür sehen, dass dem Sport und insbesondere dem Fußballsport „im Prozess der Zivilisation" eine durchaus positive Bedeutung zukommt.[116]

Ganz zum Schluss möchte ich nochmals auf die Frage im Titel meines Aufsatzes zurückkommen: Kann man das „Wunder von Bern" als Chiffre für allgemeine historische Entwicklungen in der frühen Bundesrepublik interpretieren? Meine resümierende Antwort lautet: Der Fußballsieg von Bern am 4. Juli 1954 war zweifellos ein wichtiges Ereignis, das die rein sportliche Dimension durchbrach, er sollte aber in seiner symbolischen Bedeutung nicht überschätzt werden. Sein Anteil an der Konsolidierung der frühen Bundesrepublik war allenfalls marginal, seine Bedeutung für den komplexen Prozess ihrer weiteren Modernisierung und Verwestlichung vielleicht etwas größer.

[116] Vgl. Norbert Elias, Der Fußballsport im Prozess der Zivilisation, in: Rolf Lindner, Der Satz „Der Ball ist rund" hat eine gewisse philosophische Tiefe. Sport, Kultur, Zivilisation, Berlin 1983, S. 12-21. Vgl. zu der Thematik „Sport und Zivilisation" auch Eric Dunning/**Norbert Elias, Gesammelte Schriften, Bd. 7: Sport und Spannung im Prozess der Zivilisation, Frankfurt/M. 2003.**

Giselher Spitzer

„Nationalmannschaft mit Maschinenpistole und Stahlhelm am antifaschistischen Schutzwall angetreten...“

Der DDR-Fußballsport zwischen Funktionalisierung, Identitätsbildung und Double Identity

Im Folgenden möchte ich eine Sonderentwicklung im DDR-Sport vorstellen. Es wird sicherlich ein Ausflug in eine fremde Welt; den Älteren vielleicht vertrauter, wenn man an die Versuche der französischen Besatzungsmacht hierzulande denkt, das traditionelle deutsche Sportsystem mit eigenen Elementen zu überformen: man denke an das Omnisport-Vereinssystem, das auch in Trier entstehen sollte. An der Saar war die Situation anders: der saarländische Sport war gar an die französischen Organisationen angeschlossen. Damit der 1. FC Saarbrücken in der zweiten französischen Fußballdivision spielen konnte, wurde über Nacht das (erste deutsche!) Profistatut entwickelt und in Kraft gesetzt. Die inoffizielle Meisterschaft in Frankreich war die Folge; inoffizieller Torschützenkönig war ein Saarländer. Da außer Konkurrenz gespielt wurde, konnte der Aufstieg in die Königsklasse nicht erfolgen. Nach dem Beitritt der Saar zur Bundesrepublik wurde „reamateurisiert“ und man spielte in der DFB-Oberliga und um die Deutsche Meisterschaft.

Wechseln wir in die frühere sowjetische Zone mit ihren fünf Ländern und die dann neu geschnittenen 15 „Bezirke“ der DDR. Von der ersten Minute war Fußball dort eine – die – herausgehobene Sportart.

Die Überschrift zitiert die besonders sensible Phase nach dem Mauerbau 1961: ‚Nationalmannschaft mit Maschinenpistole und Stahlhelm am antifaschistischen Schutzwall angetreten’... Haben die DDR-Fußballer trotz der martialischen Verkleidung als Mili-

zionäre mit Maschinenpistolen an der Grenzsicherung denn überhaupt mitgewirkt? Mit Sicherheit nicht, wie Unterlagen zeigen.[117] Das Martialische war nur gespielt, aber Achtung: Für die aggressive Propaganda. Diese „DDR-Internationalen" demonstrierten Sympathie für Mauer und Todesstreifen. Vergleichbare Bilder, beispielsweise mit Ringern oder Schützen, was ja naheliegend wäre, habe ich nicht gefunden. Die Fußball-Nationalmannschaft war wichtig – bei einer Mai-Parade vor der Humboldt-Universität „Unter den Linden" durfte sie das Stalin-Bild tragen.[118]

Wir werden sehen, dass die immer wieder aufscheinende Sonderentwicklung des höherklassigen DDR-Fußballsports ein ausgesprochenes Eigenleben zuließ. Dadurch wurde eine zweigleisige Entwicklung möglich. Denn: Der „übrige" DDR-Hochleistungssport – paradigmatisch die Leichtathletik oder das Frauenschwimmen – zeigte sich international mit 208 Goldmedaillen meist leistungsstark, oft dominierend, der Fußballsport hingegen durchgängig schwach.

Meine Aussagen zum Fußball widersprechen häufig dem Überlieferten und zeigen eine andere Welt im Realsozialismus: Dort hatte sich eine „Szene" entwickelt, die sich in einem eigentümlichen Spannungsverhältnis zwischen individueller Gewinnmaximierung und deklamatorisch egalitärer Einpassung eingerichtet hatte. 1989 wurde das den Akteuren schmerzhaft deutlich, als die dazu nötigen enormen Ressourcen wegfielen. Wie außerordentlich die Möglichkeiten im DDR-Fußball waren, zeigt der Privatarbeitsvertrag (!), der dem Trainer Georg Buschner auch nach dem Ausscheiden (!) 1974 bis zur Wende seine Trainer-Bezüge sicherte![119]

---

[117] Vgl. den Bericht in: Spitzer (1998).
[118] Bildquelle: Deutsches Historisches Museum, Bildquellen, Internet.
[119] „Stillhalteabkommen"; vgl. Interview *Tagesspiegel* v. 24.12.2005.

Kurz einige Bemerkungen zu Quellenlage und Forschungsgang: Nachdem die Sportentwicklung in SBZ und DDR endlich der kritischen empirischen Forschung zugänglich geworden ist, dominierte doch lange die Fanliteratur, die bis hin zu völlig falschen Darstellungen in der DFB-Festschrift 2000 führte. Ernsthafte historische Arbeit hat erst spät begonnen und zerstört jede „Ostalgie". Langsam sind die Ergebnisse in das öffentliche Gedächtnis eingegangen – sehr langsam und gegen große Widerstände, wie man im „Neuen Deutschland" oder der „Jungen Welt" nachlesen kann. Erst MDR-Fernseh-Berichte mit verloren geglaubten Video-Beweisen über Schiri-Manipulationen oder pointierte Darstellungen in „Super-Illu", dem „Stern" des Ostens, brachten die Wende. Ähnlich wichtig in der Frage nach dem systematischen Doping war das Zeugnis der geschädigten Schwimmerin Petra Schneider in „Super-Illu".

Zum Archivgut: Die sportpolitisch interessanten Archivalien wurden den DDR-Geheimhaltungsvorschriften entsprechend meist vernichtet. Für viele Fragestellungen ist es daher heute schwer, relevante Primärdokumente aufzuspüren, obwohl sich Verlorengeglaubtes an anderer Stelle finden kann.[120] Die Parallelüberlieferung durch die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes (SSD) hat für die Geschichtsschreibung, denn sie hat den Charakter einer Ersatzüberlieferung. Innerhalb von gut vier Jahrzehnten wurden bei der Stasi weit mehr als 80 Kilometer laufende Meter Papier gesammelt. Ein überraschend großer Teil behandelt den Fußballsport.[121] Die Projekt-Förderung durch das Bundesinstitut für Sportwissenschaft (BISp) „*Die Kontrolle des Leistungssports sowie der Sportwissenschaft durch das Ministerium für Staatssicherheit*"[122] hat die Datenbasis für die histo-

[120] Vgl. Ritter (2003a), S. 256.

[121] Vgl. dazu die Skizze in: Spitzer (1997a), und Schlussbericht 2005.

[122] Das Forschungsprojekt „Das Leistungssportsystem der DDR in den achtziger

rischen Rekonstruktion des DDR-Sports entscheidend erweitert. Gerade im Sport gibt es die Zunft der Statistiker. Sie hat mit ihrem fruchtbaren Eigenleben inzwischen viel dokumentiert, so dass fast alle Spielergebnisse oder Einsätze im oberen Niveau nachzulesen sind. Aber: Manipulation am grünen Tisch oder auf dem Platz, die den DDR-Fußball schon lange vor der Gründung des Staates beeinflusst hat, gehen *nicht* in die Statistik ein – hierfür ist kritische Forschung nötig.

DDR-Zeitzeugen haben eine wichtige Ergänzungsrolle, wenn sie unvoreingenommen sind. Sie ergänzen die schriftliche Überlieferung, sind aber häufig an politischen Bindungen orientiert oder beispielsweise durch Stasi-Verstrickung, illegale Praktiken wie Geldzahlungen oder Doping nur begrenzt ernst zu nehmen. Bei Opfern des Systems ist dies häufig anders. Es gibt sie im Fußball genauso wie in allen anderen Sportarten. Für sie sind Forschungsergebnisse häufig entweder schmerzhaft oder dekuvrierend.

Ein wenig Eigenwerbung gehört natürlich dazu: In einem Buch habe ich diese neuen Erkenntnisse zur Sportartgeschichte des Fußballspiels gebündelt und im Sinne einer „Theorie mittlerer Reichweite“ auch diskutiert (Spitzer 2004). Pointierte Texte wurden dort mit einem kleinen historischen Lesebuch verbunden, wodurch der Leser zur eigenen Auseinandersetzung angeregt werden soll.[123] In „Fußball und Triathlon“ (2004) werden Desiderate und Deutungsalternativen diskutiert, ebenso in dem Band „Schlüsseldokumente zum DDR-Sport. Ein sporthistorischer Überblick in Originalquellen“ (1998). Mittlerweile sind durch „Sicherungsvorgang Sport“ (2005) auch neueste Ergebnisse zu-

Jahren und im Prozess der Wende“ wird mit Forschungsmitteln des Bundesinstituts für Sportwissenschaft (BISp) unter dem Geschäftszeichen VF 0408/02/03/96 gefördert. Für die Förderung ist dem BISp sowie dem Sportausschuss des Deutschen Bundestages ausdrücklich Dank abzustatten.

[123] Dieser Text basiert auf der Darstellung dort.

gänglich, die andere Forschungsmeinungen über den Erfolg von Reformbemühungen doch stark relativieren.

1. Die Funktionalisierung zum Zweck der Identitätsbildung: Der „nationale Auftrag“ wird zum Strukturproblem

Idealtypisch kann herausgearbeitet werden, dass die Herrschaftspartei SED den Fußball als geradezu singuläres Identifikationsobjekt für die DDR-Gesellschaft nutzte, indem sie ihn funktionalisierte. Alternativen wie das von der sowjetischen Besatzungsmacht favorisierte Volleyballspiel wurden verworfen. Basketball war beispielweise eigentlich ein Modernität symbolisierendes Wachstumssegment. Ende der 1960er Jahre wurde Basketball jedoch überraschend aufgegeben.

Aktives Fußballspielen und besonders Fußballkonsum haben über den Systemwechsel von 1945 hinweg sportliche wie politische Ausrichtungen tradiert: Östlich der Elbe bestand wie in den Westzonen das Bedürfnis, den „eigenen“ Verein wieder neu zu gründen und Traditionen weiterzuführen. Die neuen DDR-Körperschaften hießen zwar „FC“ (Fußballclub), „SG“ (Sportgemeinschaft) oder „BSG“ (Betriebssportgemeinschaft), waren aber ausschließlich öffentlich-rechtlich verfasst und hatten die Tradition der demokratisch verfassten Ideal-Vereine hinter sich gelassen. Oder besser: hinter sich lassen müssen. Demokratische Vereine waren nämlich seit 1945 verboten. Verstöße wurden mit Geldstrafe oder Haft geahndet. Vereinsfreunde verließen bald den Osten. Die an das Vereinsmodell erinnernden Namen täuschten Normalität und Tradition nur vor. So nutzte man in der Regel auch die traditionellen „Kampfbahnen“ weiter. Sport, Ministerien und Wirtschaftbetriebe finanzierten und beaufsichtigten. Hieraus ergab sich ein bis 1989 bestehendes Strukturproblem: Die neu gebildeten Teams repräsentierten zugleich die Träger des neuen Systems.

Dieser Sachverhalt soll zunächst in der Bedeutung für die Rezipienten gewichtet werden. „Zivile“ Fußballclubs und „SG“ trafen auf Mannschaften verstaatlichter Betriebe ebenso wie auf Teams der Sportvereinigung „Dynamo“ (SVD) sowie der Armee-Sportgemeinschaft (ASV „Vorwärts“).

Auf einer zweiten Ebene hatte dieses Identifikationsangebot einen Wettkampf der Systeme zur Folge. Dies ist politisch bedeutsam, denn die von der ungeliebten Staatssicherheit, der Polizei und dem Zoll getragene „Dynamo“ wurde in das Sportleben (und vor allem die Berichterstattung darüber) integriert. Dem Widerwillen der Bevölkerung vor der überraschenden Wiederbewaffnung jener Jahre begegnete man dadurch ebenfalls. Für die kollektiven Akteure, die „Träger“ der Spitzenteams, erhielt der Sportwettkampf eine viel stärkere, um ein technisches Bild zu benutzen, aufgeladene Bedeutung. Einfach nur „dabei zu sein“ war nach Gewinnung der Akzeptanz seit etwa 1960 nicht mehr ausreichend: Eliteansprüche und Wirtschaftsprosperität waren nun bestimmend geworden, weil das sportliche Aufeinandertreffen, vor den Augen der Zuschauer und in den Medien ausführlich reportiert, nirgends so öffentlichkeitswirksam war wie im Fußballsport.
Dies erklärt die erheblichen nationalen Konkurrenzen, die bis zum Ende der DDR andauerten (und aus mentalitätsgeschichtlicher Perspektive in den Köpfen vieler Fans noch tradiert wird, obwohl beispielsweise „Union“ oder der BFC (Berliner Fußballclub „Dynamo“) inzwischen anders finanziert werden). Es hatte sich erwiesen: Die Funktion der „Klammer“ der zerrissenen DDR-Gesellschaft durch die Integrationsangebote an bürgerliche Spieler und die Identifikation einer Mannschaft mit der Region, aber auch den jeweiligen Trägern war nicht realisierbar.

Jenes Strukturproblem war entstanden, das vom regellosen Geldeinsatz bis zum Missbrauch des Ministeriums für Staatssicherheit für Sportbetrug vieles erklärt.

Das allwöchentliche Kräftemessen spiegelte nun auch den Wert der unterschiedlichen Träger in der DDR-Gesellschaft und förderte Satzungsverstöße. Elemente waren die illegale, da nicht zentral geplante Rekrutierung für Armee, Polizei und Staatssicherheit oder die Spielerwechsel, die auf die Finanzmittel „reicher" Kombinate zurückgingen oder mit Rückendeckung der SED-Bezirksleitungen erfolgten. Die Fachöffentlichkeit bemerkte es, wenn Nachwuchsspieler aus anderen Bezirken in Berlin beim BFC oder bei einer Armeemannschaft auftauchten. Das wurde – sicherlich zu Recht – als unsportliche Schwächung der Region und als unsolidarische Wettbewerbsverzerrung verstanden.

Die Spitzenstellung bei Weltmeisterschaften und bei Olympischen Spielen, immer vor dem Hintergrund der angestrebten Platzierung vor der Bundesrepublik Deutschland, war permanenter Auftrag des politischen Systems und Grundlage der aufwändigen Förderung.

An dieser Stelle muss gefragt werden: Löste der Fußballsport diesen Anspruch auch ein? Er tat dies nicht, obwohl die Ausgangslage dafür günstig war.

2. Der nationale Auftrag bewirkt im DDR-Sozialismus eine frühe Professionalisierung: Das erste Berufsspielersystem in Deutschland

Berufssport gab es auch in Deutschland, wie Jockeys, Rennfahrer oder Kirmesringer berichten können. Berufssport gab es aber nicht in den typisch deutschen Sportvereinen,[124] die auf ehrenamtlicher Tätigkeit basierten und subsidiäre Hilfe durch den Staat erhielten. Seit Gründung der ersten deutschen Republik galt dies

[124] Ähnliches gilt für Österreich und die deutschsprachige Schweiz. Kulturelle Traditionen scheinen mächtiger als politische Strukturen!

übrigens auch für die Arbeitersportvereine, was häufig übersehen wird. Gerade der „bürgerliche“ Fußball verweigerte sich einer Legalisierung bestehender sublegaler Praktiken: Handgelder, Wechsel- und Torprämien.

Es muss in die Diskussion um Profi-Fußball in Deutschland (im Allgemeinen assoziiert mit der Einführung der Bundesliga 1963 einbezogen werden, dass es in der DDR schon in der Zeit vor Gewinnung der Staatlichkeit eine frühe und sehr weitgehende Professionalisierung gab. Die Strukturänderungen wurden seinerzeit geheim gehalten, einmal wegen der IOC-Statuten und zum anderen wegen der sozialistischen Arbeitsverfassung. Deshalb ging diese neue Qualität nicht in das öffentliche Bewusstsein über Entwicklungsphasen des deutschen Fußballsports ein. Den DDR-Rechtsverhältnissen war der Profi-Fußball eigentlich wesensfremd. Trotz sozialistischer Wirtschaftsordnung eilte die DDR dem Westen gerade im Fußballsport voraus.[125]

Das Zunehmen illegaler Zahlungen und der Vertragsspielerstatus in den Westzonen und in der frühen Bundesrepublik relativiert nicht die unterschiedlichen Qualitäten (und Quantitäten), so wie sie oben dargestellt worden sind. Dass hier eine gleichsam entfesselte (und daher ordnungspolitisch auch durch diktatorische Machtmittel nicht mehr steuerbare) Dynamik entstanden war, kann belegt werden.[126]

Der herausgearbeitete Befund einer mangelnden Reformfähigkeit des DDR-Fußball-Systems ist keine Pointe, sondern zwingendes Resultat solcher Funktionalisierungen. Damit bildete sich

[125] Die Saar-Episode hat nicht denselben Rang: Kurzfristig wurde durch rechtliche Anpassung die Startberechtigung in der zweiten französischen Division mit Berufsspielern erlangt; nach dem DFB-Beitritt folgte die Re-Amateurisierung; vgl. Spitzer (1994) und Harres (1997).
[126] Vgl. Spitzer, Fußball, S. 27 ff.

bereits in den 1960er Jahren die neuartige Sozialfigur des DDR-Berufsspielers heraus, die bis zur Selbstauflösung des Staates und seiner Gesellschaftsordnung bemerkenswert stabil blieb, selbst jenseits gedachter Generationswechsel der auch im Osten Deutschlands nachweisbaren „langen fünfziger Jahre“.[127]

In einer ersten Differenzierung der Hauptthese kann die Entwicklung folgendermaßen skizziert werden: Der nationale Auftrag bewirkte fast 15 Jahre früher eine berufssportliche Ausdifferenzierung als in der Bezugs- oder Konkurrenzgesellschaft Bundesrepublik Deutschland.

Die Herauslösung des Fußballsports aus dem außenpolitischen Auftrag professionalisierte diesen Sektor zugleich auf andere Weise: Zusätzliche Ressourcen wurden wegen des Interesses der Öffentlichkeit und der um Repräsentation bemühten Träger beschafft, um in DDR-Meisterschaften und Pokalwettbewerben zu reüssieren. Die sonst so typische Ausrichtung auf die internationale Spitze war trotz der formalen Einbindung in das planwirtschaftliche System nicht durchzusetzen. Wie stark Imageförderung der „Träger“ und auch wirtschaftliche Motive waren, belegen die unterschiedlichen Manipulationen. Strafrechtliche Risiken wurden dabei in Kauf genommen.

Die Ausdifferenzierung des DDR-Berufsfußballs führte zu einer aufwändigen Talentselektion, zur Schulung im „Trainingszentrum“, Einschulung in die Kinder- und Jugendsportschule des Ministeriums für Volksbildung und zum parallelen Clubtraining,

[127] Die Eigensinn-Theorie wird nicht herangezogen; das menschliche Verhalten in politischen oder sozialen Kontexten ist auch akteurtheoretisch beschreibbar. Siehe die unterschiedlichen Ansätze in: 100 Jahre DFB (1999); Gehrmann (1988, 1992, 1997); Eisenberg (1997) und zu Österreich: Marschik (1999); zum Arbeitersport und dessen Bedrohung durch das „Ziehen“ von Talenten: Spitzer (1993).

später zum „Leistungsauftrag“ in Oberliga oder DDR-Liga. Zur Unterstützung gab es angewandte Forschung im „Wissenschaftlichen Zentrum Fußball“ sowie in zahlreichen anderen Projekten – von der Betreuung über die Manipulation durch die Sportmedizin bis zu Taktik und Training. Trainerstäbe und Betreuerumfeld erweiterten sich im Laufe der Jahre bis zum Betreuungsverhältnis von 1:1. Dies und die häufig genug devianten Strategien bei den Positionskämpfen um den nationalen Vorrang belegen die Existenz eines Sonderwegs des DDR-Fußballsports. Ihm steht im Übrigen die Benachteiligung des Frauensektors wie des gesamten Breiten- und Freizeitsportbereichs gegenüber. Die individuellen Akteure im Männerbereich entwickelten Vermarktungsstrategien, als deren Ausdruck die Gehälter zu sehen sind. Die Zahlungen an die Spieler lagen in einem Bereich, der in der DDR nicht leicht zu übertreffen war. Durch die Prämienzahlungen erreichten Trainer, „politisches“ und medizinisches Personal ein beispielloses materielles Niveau. 4-6000 Mark plus Privilegien, wie Auto oder Haus, Beschäftigungsgarantie und Familienförderung. Dies war das 5- bis 7-fachen dessen, was beispielsweise Olympiasieger aus der Leichtathletik erhielten.

Für die Sozialfigur des Fußballspielers bedeutete das die Herausbildung eines Typus des Aufstiegsorientierten, aber Angepassten. Diese Gruppe orientierte sich einmal an den Anforderungen wie Spielweise und Athletik. Ferner gehörten dazu: Absolute politische Passfähigkeit und Mitwirkung bei SED-Propaganda sowie häufig auch Kollaboration mit der Staatssicherheit – im Verborgenen. Doping wurde zwar staatlich geheimgehalten, aber ab der Ebene der Auswahlteams für internationale Spiele vorausgesetzt. Die Aktiven wurden unwahr informiert und häufig selbst für die nationale Meisterschaft mit oder ohne Wissen in vielfältiger Weise gedopt. Widerständigkeit war bei den Spielern hierbei weder in ideologischer Hinsicht noch im Bereich pharmakologischer

Manipulation erwartet worden; Zeitzeugen wie Opferakten aus dem Fußballsport verdeutlichen den starken Zwang zur Angepasstheit und Nivellierung.

3. Das Hegemonie-Streben im nationalen Stellvertreterkrieg der politischen und wirtschaftlichen Machtzentren als Störgröße für die angestrebte Identitätsbildung

Ausgerechnet diese Ballsportart war in der DDR immer mehr als nur Produzent von Ergebnissen für die Tabelle und die Statistiker gewesen. Wenn der oberste Parteifunktionär, Erich Honecker, 1989 vor dem Politbüro tatsächlich (und wörtlich) die Fußballspieler als „Berufssportler" bezeichnete, so zeigt das, wie die Funktionalisierung zu politischen Zwecken einen fast schrankenlos ablaufenden Prozess erzeugt hatte.

Dies geschah gegen Widerstände des DTSB-Präsidenten und ZK-Mitgliedes Dipl-SpL Manfred Ewald. Er war in seiner Funktion als Vorsitzender der (zentralen) „Leistungssportkommission der DDR", einer Einrichtung des SED-ZK, zwar durchgängig fußball-kritisch gewesen, ohne sich angesichts der faktisch „nationalen Mission" durchsetzen zu können.

Der nächste und zugleich letzte vom SED-Politbüro „bestätigte" Präsident war der FDJ-Mann Klaus Eichler. Auch er scheiterte; ihm blieb nur interne Kritik, mit der er die Angleichung an die Verhältnisse der anderen Bereiche des „Leistungssports unter den Bedingungen der DDR" anmahnte. 1988 sah Eichler den „sozialistischen Vollprofi in Reinkultur": Ein bekannter Spieler habe beispielsweise mit 28 Jahren „keinen Berufsabschluss, geht nicht arbeiten und verdient sein Geld mit Fußball." Solche kritischen Positionen verweisen darauf, dass die auf internationale Erfolge bedachte Sportpolitik (DDR-Meisterschaften zählten da nicht

viel) in dieser Ballsportart ihre Grenzen sehen musste. Selbst die Chancengleichheit der Clubs und Sportgemeinschaften sowie ihrer ressourcenbildenden Träger konnte so nicht entstehen.

Aus Sicht der Aktiven sieht die Bilanz häufig anders aus. Weil in der DDR ein hartes Auswahlsystem bestand, wurde eine große Zahl talentierter Sportler wieder ausgesondert. Die negativen Folgen wie Verletzungen und Invalidität wurden ohnehin nach Möglichkeit geheimgehalten – mit allen Mitteln, also auch mit Hilfe des Ministeriums für Staatssicherheit. Die wöchentliche Medialisierung der Ereignisse verdeutlichte mehr oder weniger absichtlich den Charakter des Stellvertreterkrieges. Die Interessen der SED-Bezirke, der Armee, der „Staatssicherheit", der Polizei sowie der Großindustrie zur Unterstützung „ihrer" Mannschaften widerstanden der ansonsten im Systemsinn so erfolgreich verlaufenen „Umsteuerung", die Ritter (2003) detailliert beschrieben hat. Intern wurden systemimmanente Aspekte des Fußball-Problems vom Deutschen Fußball-Verband (DFV) wie auch auf der Ebene des Politbüros analysiert, das hier an seine Grenzen stieß.

Der DDR-Fußball fiel aus der Logik des „Leistungssports unter den Bedingungen der DDR" – so der verschleiernde zeitgenössische Terminus – völlig heraus. Clubs oder Sportgemeinschaften wollten zum nationalen Erfolg gelangen, ohne Rücksicht auf gesetzliche Regelungen. Wer zudem über (wie Eisenhüttenstadt) mehr Möglichkeiten als „nur" Geld verfügte, nutzte sie häufig zu seinem Vorteil: Einberufungsbehörden zogen über Nacht Spieler in die Nationale Volksarmee ein, durch Androhung des Berufsverbots gewann man Spieler, Agenteneinsatz und MfS-Staatsanwälte am Spielfeldrand machten Menschen gefügig oder bootet-en sie aus.

4. Der strategische Einsatz des Ministeriums für Staatssicherheit perpetuiert den Strukturdefekt: Bevorzugung des Berliner Fußballclubs (BVC) mit allen Mitteln

Das Ministerium für Staatssicherheit hatte in dem symbolischen Kräftemessen eine herausragende Bedeutung, die erst durch die neuere Forschung ausgeleuchtet werden konnte. Zum einen war das Fußballspiel aufgrund der öffentlichen Wichtigkeit neben der sogenannten „Absicherung" der staatlichen Dopingpraktiken und der Spitzenkader und „Geheimnisträger" sowie der Fluchtgefahr tatsächlich ein „Hauptarbeitsgebiet" des MfS. Im DDR-Hochleistungssport wurden hierzu ein großer Teil der nach eigenen Schätzungen über 3 000 im Sport tätigen Inoffiziellen Mitarbeiter der Staatssicherheit (IM) genutzt.

Die „IM" (wie Ingo Steuer) oder der DFV-NationaltrainerBernd Stange oder Chefverbandstrainer Geyer) spielten eine Doppelrolle: Sie gingen ihrem Beruf nach, beispielsweise als Arzt oder Trainer, und berichteten heimlich an ihren „Führungsoffizier". Nur wenige Vorgänge oder beispielsweise Fluchtpläne blieben unentdeckt. In den Clubs führten häufig die Leiter oder einer der Stellvertreter solch ein Doppelleben, das zu Rollenkonflikten führen konnte, die fast immer zugunsten des MfS entschieden wurden. Fußballspieler waren wegen der großen Fluchtwelle im Sport seit Anfang der siebziger Jahre zunehmend als „IM" in das Netzwerk der Unterdrückung einbezogen worden. Durch die IM-Einbindung war so gut wie jede Manipulation möglich; bis zu 20% einer Fußballmannschaft waren IM.

Hinzu kam: Das Stasi-Netzwerk arbeitete eindeutig zugunsten der eigenen Sportvereinigung „Dynamo", und dort zugunsten des Berliner Fußballclubs „Dynamo" Berlin – nicht einmal für die Sportgemeinschaft „Dynamo" Dresden. Der im akkreditierten IOC-Labor Kreischa mit großem Aufwand und gerichtsfest nachgewie-

sene BFC-Dopingfall mit Amphetaminen gelangte nicht einmal zur Kenntnis des höchsten Dopingverantwortlichen im Sport. Die Stasi wies ihre Agenten an, die Dokumente einzuziehen.

„Konspirative“ Aktionen sollten Meinungen beeinflussen und Personen diskreditieren. Innerhalb der DDR wählte man im MfS als letztes Mittel demonstrative Verhaftungen. Höhepunkt war die Sistierung dreier Spitzenspieler, die sich auf die Abreise per Flugzeug vorbereiteten, das ihnen nach Meinung der Stasi die Fluchtmöglichkeit geboten hätte. Obwohl das MfS offensichtlich geirrt hatte, wurden die Spieler weiter benachteiligt, wie Pleil (2001) nachgewiesen hat. Es sind Zweifel erlaubt, ob die drei Nationalspieler verhaftet worden wären, wenn sie das Trikot des BFC getragen hätten. Wäre der Sportvereinigung „Dynamo“ (oder ihrem Vorsitzenden Erich Mielke) tatsächlich daran gelegen gewesen, sportliche Fairness der Schiedsrichter (oder die Einhaltung der Dopingrichtlinien) zu demonstrieren, hätten sie die Macht ihres Apparates durch Erteilung eines entsprechenden Befehls für dieses Ziel einsetzen können.

Die Stasi scheint auch Rache geübt zu haben. Der Tod eines aus der DDR geflohenen Spielers wurde von Heribert Schwan (2000) und seinem Team anhand vieler Indizien mit dem Prinzip eines kühl geplanten Mordanschlages der „Staatssicherheit“ in Verbindung gebracht. Unabhängig davon, welcher Meinung man zuneigt, die intensive Beteiligung des MfS zeigt doch, in welche Abgründe der DDR-Fußballsport durch den Strukturdefekt geraten war – und dass er sich selber nicht befreien konnte, denn die „Stasi“ galt als legitimes Instrument der Partei.

Der Strukturdefekt der BFC-Bevorzugung mit allen Mitteln beinhaltete auch die Spieler-Ziehung, die eine Personalpolitik ermöglichte, die anderen Clubs verwehrt blieb. Aus sportlicher Sicht ist jedoch bemerkenswert, dass dieser Ansammlung bester

Spieler nicht auch das entsprechende Leistungsniveau gegenüber stand. In der DDR kolportierte man seinerzeit bissig, wer denn eigentlich besser sei, wenn eine reine Bezirksauswahl mit einem Nachwuchsreservoir von maximal der Größe Ost-Berlins (also die Fußballclubs der 15 Bezirke) im Europacup besser mithalten könne als der BFC im Cup der Landesmeister. Die fast regelmäßig erfolgende internationale Blamage störte offenbar nicht.

Regelmäßige Skandale zeigten allerdings auch die kriminelle Energie der Betriebe und Gliederungen. Der Fach-Öffentlichkeit fiel daneben die Häufung tendenziöser Spielleitungen auf. Hierin drückte sich die offensichtliche Manipulierung von Spielen aus, für die man die Pfiffe der Schiedsrichter brauchte, selbst wenn die entsprechende Spielszene wegen offensichtlicher Manipulation erst ein Jahrzehnt nach Ende der DDR gesendet werden konnte. Das Ministerium für Staatssicherheit wurde dazu „missbraucht“, um durch offenkundige Schiebung von Spielen durch Schiedsrichter, die häufig Stasi-IM oder gar getarnter Agent, als „Offizier im besonderen Einsatz“ (OibE), waren, Seriensiege zu garantieren.

Verdachtsmomente ergaben sich für diese Gruppe, weil sie außerhalb der DDR meist sehr neutral und gut leiteten. Zu Hause war das erkennbar nicht so häufig der Fall, wenn die Referees bei BFC-Spielen eingesetzt wurden. Die Häufung spielentscheidender Fehlentscheidungen zugunsten des Serienmeisters trug entscheidend dazu bei, die gewünschte hegemoniale nationale Stellung zu zementieren. Die Häufigkeit von Gelbsperren vor BFC-Spielen (dritte und sechste Gelbe Karte) verweist auf eine weitere Betrugsmöglichkeit.

Es gibt keine Hinweise darauf, dass die gewalttätigen Fans von der Stasi funktionalisiert worden sind. Vielmehr suchte man die Szene aufzulösen, was nicht gelang. Der SSD ersetzte deshalb

bei wichtigen internationalen Spielen zunehmend das „normale“ Publikum durch Personal der Staatssicherheit! Bei Heimspielen gab es nur noch wenige „echte“ Fans. So reagierte man auf Aggressivität. Die unüberhörbaren „Schlachtrufe“ der gewaltbereiten Zuschauer waren häufig rassistisch und antisemitisch zugleich. So wurden Begriffe wie „Gaskammern“ oder „Zyklon B für den BFC“ in abstoßender Weise für die gegnerischen Teams genutzt. Trotz der Hypertrophie des Sicherheitsapparates sowie pädagogischer Interventionen kam es in der zweiten Hälfte der Existenz der DDR sogar zum völligen Verlust der Kontrolle über diese Szene.

5. *„Draußen immer, drinnen nimmer“*: Das Doping-Paradoxon im DDR-Fußballsport

Dieses Motto stammt nicht von „Erich“! Es wurde erfunden, um das Paradoxon zu karikieren, dass national, also in der DDR-Oberliga, Dopingpraktiken im Gegensatz zu anderen Sportarten verboten waren. Dies geschah offensichtlich, um die Chancengleichheit aller Teams und damit auch die allwöchentliche Spannung zu gewährleisten. Auf der Ebene der Nationalmannschaft ist hingegen aufgrund vieler Zeugnisse von zentral geplanter, erzwungener, systematischer pharmazeutischer Manipulation auszugehen. In Auswahlspielen gegen das Ausland war Sportbetrug also Pflicht, um Vorteile im politisch begründeten Ziel der Spitzenstellung der DDR im Weltsport zu erhalten. Auch Clubmannschaften konnten gedopt sein, wenn sie am Europacup teilnahmen. Dieser Gegensatz zwischen Ge- und Verbot macht die Sinnlosigkeit des Dopings als Wettkampfverzerrung augenfällig: In dem Staat, der über ein perfektes pharmazeutisches und medizinisches Betrugssystem verfügte, war die Anwendung gerade im Fußballsport der Chancengleichheit wegen auf nationaler Ebene

untersagt. Volljährige DDR-Athleten, für die Staatsdoping angeordnet war, wurden über den Einsatz von „UM“ (Unterstützende Mittel) grundsätzlich informiert und gaben schriftlich das Einverständnis mit der Trainingsplanung. Sie erhielten jedoch keinerlei detaillierten Kenntnisse über Präparate und Wirkung vermittelt. Ebenso wurde die Tatsache, dass es sich um Verstöße gegen Anti-Doping-Vorschriften handelte, vor ihnen in der Regel verdeckt. Akten, die im Originalzusammenhang entstanden sind, vermitteln den Eindruck, Doping-Kenntnisse seien nur dort vorhanden gewesen, wo ein Spieler Fragen stellte. Der umfangreiche Bestand an IM-Akten zeigt hingegen, dass gerade im Fußballsport über Doping äußerst selten gesprochen wurde.

6. Systematische Bevorzugung des Berliner Fußballclubs „Dynamo“ (BFC) durch Missbrauch des Journalisten-Berufes und Spaltung des Sportjournalismus

Ein großer Teil der meinungsbildenden Journalisten hat dieselben Verhaltensweisen wie die Schiedsrichter gezeigt und den BFC bevorteilt. Dieser Sachverhalt lässt die übliche Einschätzung prominenter Sportjournalisten heute, dieser Beruf sei in der DDR professioneller betrieben worden als im Westen, in einem anderen Licht erscheinen.

Es konnten außerdem zahlreiche offene Versuche und verdeckte „Maßnahmen“ zur Kujonierung von Widerständigen nachgewiesen werden. Selbst die sportfachliche Kommentierung von Spielleistungen wurde durch scharfe Eingriffe verhindert, wie im Bereich der Reportage sowie für die Sportpresse gezeigt werden kann. Dieser Kreis manipuliert teilweise heute noch: Jürgen Nöldner arbeitete seit 1984 als Chefredakteur der „Fußballwoche“; nach der Wende leitete er die „Kicker“-Redaktion „Ost“. Vor diesem Hintergrund verwundert es, dass er unlängst in einem

Interview mit einem Wissenschaftler die „Vormachtstellung“ des BFC auf dessen „sehr gute Nachwuchsförderung“ zurückführte sowie auf die Möglichkeit, „die talentiertesten Spieler nach Berlin (zu holen)“. Einer seiner Kollegen hat hingegen überzeugende Belege gesammelt, die anderes nahe legen. Der Fußballclub „Dynamo“ Berlin errang die Meisterschaft 1979/80 mit einem Sieg im letzten Spiel gegen die SG „Dynamo“ Dresden, die dadurch die Oberligasaison nur als Vizemeister beendete. Zeitzeugen wie Gerd Heidler erinnern sich an eine Fehlentscheidung des Referees, die den Sieg ermöglichte. Dies muss als eine weitere Konsequenz aus der Frontenbildung verstanden werden, denn Erich Mielke, Vorsitzender der Sportvereinigung „Dynamo“ und des BFC, war zugleich Minister für Staatssicherheit. Er soll in der Kabine der Verlierer gesagt haben: „*Müsst ihr doch verstehen, die Hauptstadt braucht einen Meiste.*“[128]

Über den DDR-Fußball wurde vor 1990 mithin nicht so berichtet, wie es der Situation eigentlich entsprochen hätte: Stagnation auf technischer und taktischer Ebene, Bevorzugung des BFC – und natürlich: keine Berichte über den aufblühenden Hooliganismus oder zunehmende Berufsspielermentalität.

Dieses empirisch nachweisbare Verhalten kann nur als Versagen eines großen Teiles der Sportpresse verstanden werden, die dem politischen und geheimdienstlichen Druck sowie der internen Zensur nicht standhielt. Zunehmende Kritik in den kleinen Zeitungen in den achtziger Jahren kündigte ein Zerbrechen der Machtverhältnisse an. Ansonsten hätten Politik und Geheimdienst mit großem Aufwand den Journalismus wieder „auf Linie“ bringen müssen.

---

[128] Vgl. Pleil (2001), S. 276-277 sowie dort zum zweiten „Dynamo“-Oberligateam gesammelten Belege und Äußerungen. Zu Nöldner vgl. Stegemann (2001), S. 377-381.

Ähnlich wie Humanmediziner für ihren Beitrag zum Doping besonders schwere Schuld auf sich geladen haben, so waren jene Sportjournalisten, die bewusst die Sportwirklichkeit verzerrt haben und vielleicht zusätzlich noch das Ministerium für Staatssicherheit aktiv unterstützt haben, stärker für Fehlentwicklungen und Orientierungslosigkeit verantwortlich – mit Fernwirkungen bis heute.

Exkurs:
Benachteiligung im Fußball der Frauen und Mädchen

Die Fußballszene war in der öffentlichen Wahrnehmung auf den Männerbereich begrenzt. Insofern folgte der DDR-Sport der Tradition des bürgerlichen Sports in Deutschland.[129] Im Arbeitersport hingegen stellte der Mädchen- und Frauenbereich ein ausgesprochenes Wachstumssegment dar, wie die letzten erhaltenen Statistiken vor dem Januar 1933 zeigen. Im Zeitraum von 1927 bis 1931 stieg die Zahl der jugendlichen Fußballer von 48 000 auf 60 000. 1927 waren darunter 213 und 1931 292 Fußballspielerinnen im Alter von 14 bis 21 Jahren.[130]

Wie viele erwachsene Frauen im Arbeitersport vor 1933 Fußball spielten, ist nicht bekannt, ebenso wenig die Zahl der informellen Gruppen von „Kickerinnen". Zu diesem Zeitpunkt war im bürgerlichen Sport an Frauen-Fußball noch nicht zu denken. Ein Fortschreiben des Trends im Arbeitersport hätte vielleicht ein höheres Wachstum des Frauenfußballs erbracht, wenn auch vielleicht keine gleiche Verteilung der Geschlechter.[131] Der damals

[129] Vgl. auch Pfister (1998).
[130] Zusammenstellung nach den Tabellen in: Wetterich (1993), S. 242 ff.
[131] Zu sehen am Hurling (eine Vorform von Rugby und Fußball), das in Irland seit 1902 auch von Frauen gespielt wird.

aufscheinende Trend der Aneignung des Fußballspiels durch die Frauen und Mädchen war Ausdruck der Emanzipation und einer Gleichberechtigung im Gender-Bereich sowie im „Doing Gender“. Nach dem Scheitern des Versuchs des Nationalsozialismus, die Frauenrolle trotz Aufrüstung und tragender Rolle in der Kriegsproduktion ideologisch einzuengen, wurde der progressive Ansatz des Arbeitersports in der DDR jedoch nicht aufgegriffen und fortgesetzt.[132]

Bislang konnte rekonstruiert werden, dass Frauenfußballspiele in der DDR offiziell erst seit 1968 durchgeführt wurden. Angehörige der (Technischen) Universität Dresden traten auf Initiative eines Mannes der BSG „Empor“ Dresden-Mitte bei und begannen im Raum Sachsen. 1971 wurde in der BSG „Turbine“ Potsdam von dem Oberliga-Spieler und Diplomingenieur Bernd Schröder das später stärkste Frauenteam begründet. Es kam in den beiden vorolympischen Jahren 1971 und 1972 zu einer Welle von Mannschaftsgründungen. Man trug Freundschaftsspiele aus oder lief zu besonderen Anlässen wie Festen, Ankunft der „Friedensfahrt“ oder vor einer Oberligabegegnung der Herren auf. 1972 war die Austragung von Punktspielen gestattet worden. Bald gab es mehr als 360 Teams mit 6 000 Frauen, deren Begegnungen auf Kreis- und Bezirksebene stattfanden.

Es sollte jedoch weitere 14 Jahren dauern, bis ab 1986/87 ein Pokal ausgespielt wurde, der (bezeichnenderweise) nicht vom Sport gestiftet wurde, sondern vom DFD – dem Demokratischen Frauenbund, später, wie im Männerbereich, vom FDGB. Zur Versteti-

[132] Zur Rolle der Frau im DDR-Sport vgl. Pfister (2002). Mit m. E. apologetischer Tendenz die Beiträge in Wonneberger et al. (2002). Vieles zur Gleichstellung der war Frau in der Praxis weniger fundiert als die Theorie nahelegte. So schrieb eine Delegierte des Demokratischen Frauenbundes in einem Protestbrief, dass sie an einer wichtigen Sitzung nicht teilnehmen könne, weil sie keine Kinderbetreuungsmöglichkeit gefunden hätte.

gung wurde 1987 eine zweigeteilte Oberliga eingeführt. Erst jetzt wurde die Spielzeit von zwei mal 30 Minuten auf je 40 Minuten erhöht. In ihrer Entwicklungsskizze belegt Pfister, dass es zwar ab 1979 „Bestenermittlungen" der Frauen gab, diese aber gerade nicht zur Teilnahme am internationalen Sportverkehr berechtigten, und dass die Informationspolitik im Fußballverband der DDR (DFV) zumindest zurückhaltend war. Dies war eine Konsequenz aus der Einordnung des Frauenfußballs in den Bereich „Freizeit- und Erholungssport", die immerhin die Einrichtung einer „Arbeitsgruppe Frauenfußball" in der DFV-Kommission „FES/Verbandsentwicklung" (Freizeit- und Erholungssport) ermöglichte. Erst Ende 1989 war die Rangerhöhung zu einer eigenständigen DFV-Kommission zugelassen worden.[133]

Das letzte Element der Gleichstellung kam erst nach dem Ende der DDR: Die „echte", eingleisige Oberliga. Eine dem Leistungs- oder zumindest dem Männerbereich gleichkommende materielle Förderung wurde zu keinem Zeitpunkt zugelassen. Der Wunsch nach Realisierung beider Sinnrichtungen war nach Pfister nachweisbar. Nachgefragt war Freizeitsport ebenso wie Wettkampfsport. „Dass Frauenfußball sich nicht zu einer leistungsorientierten Sportart entwickeln konnte, war aber eine Entscheidung der Sportführung".

Aus historischer Sicht wird die Politik des DTSB so gekennzeichnet: „Kontrollieren, um das Integrieren zu verhindern" (Pfister, 1999). Der Befund kann von einem Zeitzeugen bestätigt werden, der sich seit über drei Jahrzehnten und mit großem Erfolg als Trainer für den Frauenfußball engagiert: „Erst Ende der

[133] Vgl. das Fußball-Kapitel in: Pfister (2002), S. 122-127, sowie Pfister: „Frauensport und sozialer Wandel – Fußball in der Bundesrepublik und in der DDR" (Manuskript 1999, 14 S., Benutzung mit frdl. Genehmigung der Autorin).

achtziger Jahre wurde eine Kommission ‘Arbeitsgruppe Frauenfußball’ im DDR-Verband gegründet, um von höherer Stelle auf die Bezirke in Sachen Frauenfußball einwirken zu können. Jedoch zielte diese Maßnahme nicht zur Entwicklung von Leistungsgedanken, sondern sollte lediglich nach außen den Anschein zur Unterstützung des Frauenfußballs erwecken“. [134]

Dass die Benachteiligung dazu nötigte, Auswege zu finden, kann am Nachwuchsbereich verdeutlicht werden. „Oft mussten die Mädchenmannschaften gegen Jugendmannschaften der Jungen spielen, da es nur wenige weibliche Nachwuchsmannschaften gab. In der DDR wurde nie ein Meister der 13- oder 16-Jährigen ausgespielt, und somit lag für die Mädchen die Motivation im Messen mit den Jungen.“

Ein Gegensatz ist deutlich geworden. Der Männerbereich hat nach 1945 immer Förderung erfahren: Der DFV war der mitgliederstärkste Teil der Dachorganisationen Deutscher Sportausschuss und später Deutscher Turn- und Sportbund. Der Fußball wurde bereits unmittelbar nach Kriegsende materiell unterstützt, obwohl er über hohe Eigeneinnahmen verfügte. Der Frauenfußballsport wurde demgegenüber benachteiligt und der Eigeninitiative überlassen, was zu einem höheren Grad an Eigeninitiative und Selbstorganisation führte. Außerdem bestimmte das Engagement von Geldgebern die Möglichkeiten des leistungssportlichen Entwicklung.

Interviews haben den Eindruck vermittelt, man habe im Leistungsbereich des Frauen-Fußballs zumindest zur legalen Gewinnung von Ressourcen greifen müssen: Teilfreistellungen von der Arbeit, Übernahme von Verwaltungs- und Infrastrukturkosten, Bustrans-

[134] Vgl. das Interview mit B. S., Potsdam, 26. 6. 2001 (Pit Grundmann, Potsdam 2001).

port durch Betriebe; private Spenden ersetzten bei den Spitzenteams die Förderung im Männerbereich. Die Duldung oder das Wegschauen von sportlichen und staatlichen Einrichtungen war dafür eine Voraussetzung. Andererseits strafte der organisierte Sport Normenverstöße auf politischer Ebene in der Regel sehr hart. Die selbstorganisierte, beantragte und genehmigte Teilnahme der Potsdamer Frauenmannschaft an einem Turnier in Polen musste auf Befehl des DTSB abgebrochen werden, weil auch eine italienische Mannschaft teilnahm. Die Folge war ein einjähriges Sportverbot auf internationaler Ebene, obwohl weder eine „Republikflucht" noch andere „Vorkommnisse" zu vermelden waren. Bei internationalen Turnieren, deren Teilnahme sich ein Frauenteam erkämpft hatte, gab es auch „kaderpolitische" Kontrolle, indem nicht alle Spielerinnen zur „Ausreise" zugelassen wurden. Die Mehrheit der Frauenteams, die unterhalb des Spitzenbereichs spielten und trainierten, hatten diese Förderungsmöglichkeiten eben nicht.

7. Das als Ergebnis der Funktionalisierung: „Double identity", Bedeutungsverlust und rechtsradikale Szene

Man kann von heute aus die „Geburtsfehler" im DDR-Leistungsfußball isolieren. Sie haben verhindert, dass auf die m. E. hervorragende Grundlagenausbildung im Schüler- und Jugendbereich („Trainingszentrum" für die „Förderstufe 1") keine Steigerung folgte, sondern auf Clubebene und mit Delegierung zur Kinder- und Jugendsportschule („Förderstufe 2") gleichsam erstarrte und allenfalls durch Positionskämpfe an Dynamik gewann. Im „BFC-Komplex" verweigerten sich Erich Honecker und Egon Krenz einer Umsteuerung, die durch Parteiaufträge an Armee, Stasi- oder Kombinatschefs durchaus Chancen auf eine Umsetzung gehabt hätte.

Politische Funktionalisierung und Konkurrenz der Subsysteme waren kontraproduktiv, wenn es darum ging, nationale, regionale und auf die Träger bezogene Identitäten zu konstruieren. Dies ist vielleicht ein interessanter Befund, wenn es um mögliche Folgen des Missbrauchs sozialer Systeme zu systemfremden Zielen geht.

Eine erste Konsequenz war die Entstehung eines weiteren Phänomens, gerade im Fußball. Die relative Erfolglosigkeit schuf eine Identität, die nie von der Staatsführung gewünscht worden war: Der bundesdeutsche Fußball wurde ein heimliches Bezugssystem im DDR-Sport. Alle Zeitzeugengespräche legen nahe, dass sich eine „double identity" entwickelt hatte. Sie ging so weit, dass man „zu Hause" die örtliche Mannschaft unterstützte, seine Sympathie auf der Ebene der Auswahlmannschaften aber dem Team des bundesdeutschen Fußballbundes schenkte. Solche Verhältnisse waren bislang, folgt man dem Sammelband von Siegfried Gehrmann (1997), nur in europäischen Staaten mit mehreren Ethnien festzustellen.

Als nächstes führte der offensichtliche Widerspruch zwischen den propagierten Werten – besonders der Chancengleichheit – und den erlebten Verzerrungen des Spielbetriebs in den höheren Spielklassen zu wachsender Ablehnung. Die Interesse voraussetzende Offenheit des Ausgangs ging verloren und das Zuschauen erzeugte deshalb keine Spannung mehr. Die Leistungsstagnation im internationalen Vergleich wurde von denen, die ihr Eintrittsgeld zahlten, als mit den Privilegien der Spieler und ihres Umfeldes nicht vereinbar gesehen. Somit war es zu einer Verkehrung der Richtung des ursprünglichen Identifikationsangebotes von Osten Richtung „Nichtsozialistisches Wirtschaftsgebiet" gekommen – ein Lehrstück für die politische Bildung.

Als Folge begannen die Zuschauerzahlen seit Mitte der 1980er Jahre zu sinken. Protest formierte sich zaghaft. Ein wichtiges In-

diz dafür ist die von Ralf Neumann (2000) in seiner Diplomarbeit empirisch belegte Tatsache, dass sogar der prinzipiell systemnahe Journalismus damit begann, seine Grenzen auszuloten. Besonders in den Regionen ist die Zunahme kritischer Berichterstattung feststellbar: Es ging um die unfaire Behandlung durch Schiedsrichter und gerade auch um Grundsatzkritik, weil die Fußball-Entwicklung trotz hoher Förderung gegenüber anderen Sportarten so weit zurückblieb und so ihre sportliche Attraktivität verlor. Gegen Ende der DDR hatte sich mithin trotz Indoktrinierung eine Schere in der Berichterstattung zwischen kritischen regionalen und apologetischen zentralen Medien geöffnet, wobei die „Fußballwoche" zunehmend den Sonderweg der Verweigerung eigener Redakteure hinsichtlich der BFC-Berichte ging. Aufgrund des Bekanntheitsgrades der Spitzenjournalisten wurde das von den Zeitzeugen erkannt.[135]

Wie in einer Parabel stellt sich damit wieder die Frage nach der Reformfähigkeit des Subsystems. Der eigentlich ambitionierte „Fußballbeschluss" von 1983 ist als gescheiterter Reformversuch zu bewerten: Dem Sport wurde es nämlich letztlich verwehrt, die Ursachen für Manipulation und Leistungsstagnation zu beseitigen, und wegen politischer Vorgaben aus dem Machtzentrum der SED durften nur Symptome angegangen werden, nicht etwa die oben geschilderten Ursachen.

Das „vorolympische" Jahr 1983 zeigte zugleich Elemente der

[135] Der journalistische Beitrag eines aus der DDR stammenden Berichterstatters (im Trierischen Volksfreund) lässt auf Manipulation schließen: Obwohl Verf. bei seinem Vortrag aus Fairness-Gründen nicht die Argumentation eines nicht anwesenden Autors über ein Buch zum BFC bewertete, meinte der Referent, dass hier ein Fehler des Vortrages läge. Dies ist nicht Fall. Ich erklärte eindeutig, dass ich der Meinung sei (auch durch Belege über das Fortführen des Schiri-Manipulation), dass die Reform von 1983 gescheitert sei, im Gegensatz zu anderen Autoren wie der Arbeit zum BFC.

Krise des DDR-Hochleistungssports der 1980er Jahre. Gemeint sind der Ressourcenschwund einer rapide verarmenden Gesellschaft, dann der Verlust des sportwissenschaftlichen Vorlaufs (verstärkt durch die Folgen des Hochtechnologie-Boykotts) und vor allem der nachlassenden Akzeptanz des Hochleistungssports in der Gesellschaft – gleich, ob es sich um Dopingverdacht, Angst vor Schäden oder Kritik an unangemessenen Gehältern handelte. Im Ergebnis weigerten sich Eltern beispielsweise in den Sportarten, die von Westmedien mit Doping in Verbindung gebracht wurden, ihre Kinder zur Verfügung zu stellen. (Ein wichtiger Befund, wenn man heute über Potenzen präventiven Handelns nachdenkt: Information der Eltern kann mehr bewirken als vielleicht vermutet wird.) Man fragte sich angesichts der zunehmenden Not seinerzeit nach dem Sinn der stets wachsenden Sportförderung.

Die Quellen der Sportkontrolle durch SED und MfS lassen zudem vermuten, dass sich auf der unteren Ebene – und gerade im dafür gut geeigneten Fußball – eine selbstorganisierte Sportpraxis entwickelt hat: Sporttreiben ohne die üblichen Vorgaben des DTSB. Dieses Phänomen des „Dunkelsports“ nahm offensichtlich zu. Wenn es in offenen Gesellschaften selbstverständlich ist, dass Eigeninitiative neue Sportangebote bewirkt, so wurde das in der DDR als Bedrohung gewertet.

Da die Medien über Zuschauerausschreitungen oder Rechtsradikalismus in der DDR nicht berichten durften, lassen nur noch Zeitzeugengespräche und Aktenstudien eine Rekonstruktion zu. Obwohl das Fußballstadion immer ein besonderer sozialer Raum war, in dem Äußerungen nicht so sanktioniert wurden wie vor dem Eingangstor, wurde doch in der 1980er Jahren immer deutlicher, dass ein qualitativer Wandel stattgefunden hatte. Zum einen gab es eine rechtsradikale Szene, welche die Spiele besuchte und für ihre Auftritte nutzte, zum anderen waren Zuschauer zum

Teil zu antisemitischen und rechtsradikalen Schlachtrufen bereit. Darunter waren bereits vor 1977 Jugendliche.

Die Unterlagen der Staatssicherheit lassen eine Differenzierung zu. Für die politische Bildung ist der Befund wichtig, dass trotz der Maßnahmen der Polizei und des MfS das Phänomen nicht steuerbar war, dass die Szene im Fußball nicht „importiert" worden war, dass sie stetig anwuchs und zunehmend in der Öffentlichkeit in Erscheinung trat. Ausschreitungen gab es nicht nur während der Spiele, sondern bei An- und Abreise, häufig als Vandalismus. Bereits bei Öffnung der Grenzen war dieser häufig neonazistische Personenkreis schon aktiv und vernetzt.

Weiter ist wichtig, dass auch ein „Ministerium für Staatssicherheit" an die Grenzen seiner Macht stieß: Es war schwer, überhaupt Inoffizielle Mitarbeiter zu gewinnen, die zunehmende Zahl an angemeldeten und informellen Fangruppierungen war personell nicht zu bewältigen. Noch wichtiger war: Die Druckmittel der Staatssicherheit versagten gegenüber dieser Art von Fans, die sich häufig ohnehin am Rande der Gesellschaft befanden oder beruflich auf einer Stufe standen, auf der Drohungen mit sozialem Abstieg gar nicht verfingen. Gegenüber diesen Phänomenen zeigte sich die Hilflosigkeit der Polizei und vor allem der Staatssicherheit darin, dass man für internationale Spiele schließlich zu einem Mittel griff, das erst heute dargestellt werden kann: Zunehmend wurde das eigene Personal des MfS, nicht der Polizei, eingesetzt, um „korrekte" Fans zu stellen (die Eintrittskarten bezahlte das MfS). Das Ergebnis war der Austausch und die Aussperrung der normalen Zuschauer aus politischen Gründen. Die Fans, das Fachpublikum, thematisierten diese Probleme, etwa in überlieferten Sprechchören; sie haben aber das Ausmaß nicht abschätzen können. Einmal waren weit über 90 % der zahlenden Zuschauer einer Europacup-Begegnung „Operative Mitarbeiter" des Ministeriums für Staatssicherheit – ein Rekord!

Ausschreitungen und politisch unkorrekte Sprechchöre waren auf diese Weise verhindert worden, um der außenpolitischen Funktion gerecht zu werden. Die Fan-Interessen – diese wollten schließlich endlich wieder ausländische Spieler life erleben – wurden missachtet.

Die Ausbreitung des Frauenfußballs ist das andere Beispiel für Aktivitäten, die durch die Sportpolitik mehr behindert als gefördert wurden. Gerade hier hätte der SED-geleitete Sport Modernität und vorgelebte Emanzipation in einer traditionellen Männerdomäne demonstrieren können. Da die Förderung ausblieb, gingen die Aktivitäten eher von der Basis aus und konnten deshalb auch leichter das Wegbrechen der hohen Alimentierung nach der „Wende“ überstehen: Man war vor 1989 mit geringer materieller Unterstützung ausgekommen und auf einen hohen Grad an Selbstorganisierung angewiesen.

Festzuhalten bleibt, dass sich der DDR-Fußballsport bis 1989 nicht von der politischen Funktionalisierung befreien konnte, wobei nicht abgeschätzt werden kann, zu welchem Anteil der Leistungsbereich und sein Umfeld dies auch gar nicht wollten. Privilegien und gute Gehälter hatten auch die Clubs, die für eine Meisterschaft nicht vorgesehen waren.

Die Vorgaben für den Sport verhinderten oft trotz der nachzuweisenden Aktivitäten einen grundlegenden Wandel. Ob nach dem ersten Versuch von 1983 die Reform möglich gewesen wäre, ist nicht mehr zu klären, weil die DDR sich auflöste.

Veränderungsdruck ist jedoch bei anderen entstanden: Im letzten Jahrzehnt der DDR forderten Fans und Journalisten zunehmend die Prinzipien des Sports ein. Waschkörbe voll von Protestbriefen nach offensichtlich „verschobenen“ Spielen zeigen die Aktivität des „Fachpublikums“. Aufgrund der diktatorischen Verhältnisse konnte darüber nicht berichtet werden.

An anderer Stelle habe ich festgehalten, dass ein eigenartiger sozialen Raum, „eine sozialgeschichtlich bedeutsame Sphäre“ geschildert werde, „deren Rekonstruktion eines zeigen mag: Sport erstickt, wenn er missbraucht wird – Zuschauer wenden sich ab; Aktive suchen sich andere Felder, weg vom funktionalisierten Sport. Die DDR war zu früh an ihrem Ende angelangt, als dass diese Erkenntnis auch schon den Mitlebenden deutlich werden konnte.“

Diese Lehre bleibt uns, und unabhängig vom Gesellschaftssystem könnte sich der Mechanismus wiederholen, wenn sich der Missbrauch des Fußballsports wiederholt (vielleicht unter kommerziellen Vorzeichen). Ein Menetekel?[136]

[136] Die Ereignisse um den italienischen Fußball haben diese Prognose eingeholt: Rückstufung von Traditionsmannschaften in die zweite und dritte Liga stehen nun wegen Manipulationen an.

Literatur

Blees, T. (1999): 90 Minuten Klassenkampf. Das Länderspiel BRD-DDR 1974, Frankfurt am Main, Fischer Taschenbuch Verlag.

Bundesbeauftragter für die Unterlagen des ehemaligen Staatssicherheitsdienstes der DDR (BStU), (1994): MfS und Leistungssport. Ein Recherchebericht. Dokumente Reihe A, Nr. 1/94 (Texte 1-38, Dokumente 39-207), Berlin.

Buss, W. & Becker, C. (Hrsg.), (2001a), unter Mitarb. von E. Buggel, S. Güldenpfennig, A. Krüger, P. Kunath, L. Peiffer, G. und I. Wonneberger: Der Sport in der SBZ und frühen DDR. Genese – Strukturen – Bedingungen, Schorndorf, Hofmann.

Eisenberg, C. (1997): Deutschland, in: C. Eisenberg, (Hrsg.), Fußball, Soccer, calcio, München, dtv, S. 94-129.

Eisenberg, C. (1999): 'English sports' und deutsche Bürger, Paderborn, Schöningh.

Ewald, M. (1994): Ich war der Sport. Wahrheiten und Legenden aus dem Wunderland der Sieger. Manfred Ewald interviewt von Reinhold Andert, Berlin, Elefanten Press.

Gehrmann, S. (1988): Fußball. Vereine. Politik. zur Sportgeschichte des Reviers 1900-1940, Essen, Hobbing.

Gehrmann, S. (1992): Ein Schritt nach Europa. Zur Gründungsgeschichte der Fußballbundesliga, in: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports, 6 ,1, S. 7-37.

Gehrmann, S. (Hrsg.), (1997): Football and Regional Identity in Europe, Münster, Lit.

Neumann, R. (2000): Die DDR-Fußball-Oberliga im Spiegel ausgewählter Medien. Diplomarbeit Universität Potsdam, Zeitgeschichte des Sports.

Nöldner, J., Pfitzner, J., Gießler, G. (1976): Ein Fußballclub stellt sich vor. 1. FC Lok Leipzig, Berlin, Sportverlag.

Pleil, I. (2001): Mielke, Macht und Meisterschaft. Die 'Bearbeitung' der Sportgemeinschaft Dynamo Dresden durch das MfS 1978-1989, Berlin, Ch. Links Verlag.

Pfister, G. (1999): Frauensport und sozialer Wandel – Fußball in der Bundesrepublik und in der DDR, Ms. Berlin, 14 S.

Pfister, G. (2002): Frauen und Sport in der DDR, Köln, Strauß.

Ritter, A. (1998): Die Rolle der den „Leistungssport" betreffenden Politbürobeschlüsse von 1967-1970 für das „Leistungssportsystem" der DDR, in: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 12, 2, S. 37-56.

Ritter, A. (1999): „Leistungssport" und Geheimstruktur der Steuerung des DDR-Sports. Grenzen der „Grundannahmen" und „daraus resultierender Leitfragen" von W. Buss, S. Güldenpfennig, A. Krüger, in: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 13, 2, S. 76-81.

Ritter, A. (2000): Der eingetragene Verein „Sport und Gesellschaft" im Spiegel einer seiner Veranstaltungen, in: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports, 14, 1, S. 66-74.

Ritter, A. (2003a): Wandlungen in der Steuerung des DDR-Hochleistungssports in den 1960er und 1970er Jahren. Dissertation Universität Potsdam, Publikationsdatum 28.02.2003. http.// pub.ub.uni-potsdam.de/ 2003/0005/ritter.pdf.

Ritter, A. (2003b): Wandlungen in der Steuerung des DDR-Hoch-

leistungssports in den 1960er und 1970er Jahren. (Potsdamer Studien zur Geschichte von Sport und Gesundheit; 1), Potsdam.

Schwan, H. (2000): Tod dem Verräter. Der lange Arm der Stasi und der Fall Lutz Eigendorf, München, Knaur.

Spitzer, G. (1993): ”Bei mir stand im Unterbewusstsein der Sport”. Der Fußball-„Internationale” Willi Engelbardt, in: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports, 7, 1, S. 82-93.

Spitzer, G. (1994): Eine überflüssige Generation im deutschen Sport? Spitzensportler und Leistungssport unter den Bedingungen der Nachkriegszeit, in: G. Spitzer, G. Treutlein, J. M. Delaplace (Hrsg.), Sport und Sportunterricht in Frankreich und Deutschland in zeitgeschichtlicher Perspektive, Aachen, Meyer & Meyer, S. 163-183.

Spitzer, G. (1996): „Beim Geld setzte das Schweigen ein” – Die Sonderrolle des Fußballsports in der DDR, in: D. Diekmann, H. J. Teichler, (Hrsg.), Körper, Kultur und Ideologie. Sport und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert, Bodenheim, Philo-Verlag, S. 147-168.

Spitzer, G. (1997a): Die Akten des Ministeriums für Staatssicherheit als „Reserve-Archiv“ des DDR-Sports? Quellenkritische und methodologische Bemerkungen, in: G. Spitzer, H. Braun (Hrsg.), Der geteilte deutsche Sport, in: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports in Deutschland nach 1945, Köln, Sport und Buch Strauß, S. 117-154.

Spitzer, G. (1997b): Die DDR-Leistungssportforschung der achtziger Jahre als Subsystem. Thesen zur interdisziplinären Systemkritik eines historischen Phänomens in differenzierungstheoretischer Perspektive, in: N. Gissel, J. Rühl, H. J. Teichler, (Hrsg.), Sport als Wissenschaft. Jahrestagung der dvs-Sektion Sportgeschichte vom 19.-21. 4. 1996, Hamburg, Czwalina, S. 151-186.

Spitzer, G. (1998a): Machtkämpfe. Anfang und Ende der Lex Ewald 1955-1989 in: G. Hartmann (Hrsg.), „Goldkinder“. Die DDR im Spiegel ihres Spitzensports, Leipzig, Forum Verlag, S. 260-281 und S. 346-349.

Spitzer, G. (1998b): IM Schattenreich. Inoffizielle Mitarbeiter [der Staatssicherheit] im Sport. Fallstudie Leipzig, in: G. Hartmann (Hrsg.), „Goldkinder“. Die DDR im Spiegel ihres Spitzensports, Leipzig, Forum Verlag, S. 188-204, S. 340-342.

Spitzer, G. (1998c): Zur Kontrolle des Leistungssports sowie der Sportwissenschaft durch das Ministerium für Staatssicherheit der ehemaligen DDR, in: N. Gissel (Hrsg.), Sportliche Leistung im Wandel, Hamburg, Czwalina, S. 124-144.

Spitzer, G. (1998d): Die Kontrolle des Leistungssports sowie der Sportwissenschaft durch das Ministerium für Staatssicherheit der ehemaligen DDR (Projektbericht), in: BISp (Hrsg.), Bundesinstitut für Sportwissenschaft – Jahrbuch 1997, Schorndorf, Hofmann, S. 267-272.

Spitzer, G. (2004): Fußball und Triathlon. Sportentwicklungen in der DDR, Aachen, Meyer & Meyer.

Spitzer, G. (2005): „Sicherungsvorgang Sport“. Das Ministerium für Staatssicherheit und der DDR-Spitzensport. (Schriftenreihe des Bundesinstituts für Sportwissenschaft, 97), Schorndorf, Hofmann.

Spitzer, G. (Hrsg.), (2006, im Druck). Doping in Europe. Performance Enhancing Drugs in East- and Western Germany, Great Britain, Italy and France, Aachen, Meyer & Meyer.

Spitzer, G., Teichler, H. J., Reinartz, K. (Hrsg.), (1998): Schlüsseldokumente zum DDR-Sport. Ein sporthistorischer Überblick in Originalquellen, Aachen, Meyer & Meyer.

Stegemann, B. (2001): Fußball im Leistungssportsystem der SBZ/DDR 1945-1965, in: W. Buss, C. Becker (Hrsg.), Aktionsfelder des DDR-Sports in der Frühzeit 1945 bis 1965, Köln, Sport und Buch Strauß, S. 351-373.

Teichler, H. J. (2002): Die Sportbeschlüsse des Politbüros. Eine Studie zum Verhältnis von SED und Sport mit einem Gesamtverzeichnis und einer Dokumentation ausgewählter Beschlüsse, Köln, Sport und Buch Strauß.

Teichler, H. J., Reinartz, K. (Hrsg.), unter Mitarbeit von A. Delow, K. Haffner, D. Krüger, U. Wille (1999): Das Leistungssportsystem der DDR in den 80er Jahren und im Prozess der Wende, Schorndorf, Hofmann.

Wetterich, J. (1993): Bewegungskultur und Körpererziehung in der sozialistischen Jugendarbeit 1893 bis 1933, Münster, Lit.

Wonneberger, G., Westphal, H., Oehmigen, G., Fiebelkorn, J., Simon, H., Skorning, L. (2002): Geschichte des DDR-Sports, Berlin, Spotless.

Wonneberger, G. (2002): Sport in der DDR von 1949 bis 1960, in: Wonneberger, G., Westphal, H., Oehmigen, G., Fiebelkorn, J., Simon, H., Skorning, L., Geschichte des DDR-Sports, Berlin, Spotless, S. 74-202.

Diethelm Blecking

Vom „Polackenklub" zu Türkiyem Spor – Migranten und Fußball im Ruhrgebiet und in anderen deutschen Regionen

Im Februar 1943 erhielt der 7-fache Fußballnationalspieler Julius Hirsch in Karlsruhe, in der Stadt für deren Fußballverein Karlsruher FV Hirsch schon 1910 mit 18 Jahren in der Mannschaft gespielt hatte, die Deutscher Meister wurde, „die Anweisung sich zum Transport für einen ‚Arbeitseinsatz' einzufinden".[137] Ein Lokführer, der ein alter Fußballkumpel war, will ihm zur Flucht verhelfen, Hirsch lehnt ab und wird mit dem letzten Transport Karlsruher Juden in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert. Sein genaues Todesdatum kennen wir nicht. Das letzte Lebenszeichen von Julius Hirsch stammt aus dem März 1943. Der Nationalspieler wurde wie viele andere deutsche Juden in Auschwitz ermordet. Seit dem Jahr 2006 verleiht der DFB den Julius-Hirsch-Preis, den als erster Preisträger der FC Bayern München erhielt, die Mannschaft, die lange Zeit als „Judenmannschaft" galt und von den Nazis deswegen drangsaliert wurde. Der langjährige Bayernchef, Kurt Landauer, war Jude, wurde nach den Novemberpogromen 1938 im KZ Dachau eingesperrt, ging dann in die Schweiz ins Exil, aus dem er nach 1945 zurückkehrte, um wieder für einige Jahre den Vorsitz zu übernehmen. Damit sind wir beim Thema Migranten und Minderheiten im deutschen Fußball.

Ohne öffentliche Wahrnehmung durch wissenschaftliche Bemühungen oder journalistische Recherchen blieb lange Zeit der gesamte Sport ethnischer Minderheiten in Deutschland. Die älteren Klubs der Dänen, Juden, Polen und Sorben sowie der frankophi-

[137] Zitiert nach Skrentny 2003, S. 121.

len Elsässer im „Reichsland“ Elsass-Lothringen fanden genauso wenig eine Öffentlichkeit, wie die neueren „Gastarbeitervereine“ der Italiener, Griechen, Portugiesen, Spanier, Jugoslawen und Türken. Die letzteren haben es dabei in ganz Deutschland inzwischen immerhin auf ca. 500 Klubs gebracht, die eine bedeutende Rolle im Netzwerk der türkischen Communities und in den unteren Klassen der deutschen Fußballligen spielen.

Dabei war das Deutsche Reich schon bei seiner Gründung ein multiethnisches, vielsprachiges Gebilde. Die weit nach Osten und über den Rhein nach Westen ausgreifende „halbdeutsche Großmacht“ (Nolte) versammelte in ihren Grenzen, Polen, Litauer, Kaschuben, Masuren, Sorben, Elsässer, Lothringer, Wallonen und Dänen. Der Historiker Philipp Ther spricht zurecht vom Deutschen Reich als einem multinationalen Imperium.[138] Nicht enthalten sind in der o.g. Aufzählung im Übrigen die autochthonen Minderheiten der 500.000-600.000 deutschen Juden und der seit dem ausgehenden Mittelalter in deutschen Gebieten lebenden Sinti und Roma.

Die Aktivisten dänischer, polnischer, tschechischer, elsässischer und jüdischer Sportklubs und Verbände in Deutschland, die bereits zum Ende des 19. Jahrhunderts im Reich gegründet wurden, reagierten im Grunde auf die Politik der „negativen Integration“, den Versuch des deutschen Nationalstaates der ethnischen und politischen Homogenisierung des multinationalen „Empire“ durch Ausgrenzung und Repression. Ihre Vereine stellten damit den komplementären Entwurf zur deutsch-nationalen sportlichen Massenbewegung der Turner dar.

Ende des 19. Jahrhunderts kam der Fußball nach Deutschland, in der Regel durch englische Migranten, ins Ruhrgebiet wahrschein-

[138] Ther 2005.

lich im Kontext der Kohlezechen durch junge englische Praktikanten. Der Fußball war auch im „Pott“ eine bürgerliche Angelegenheit, weit bis ins 20. Jahrhundert, wurde von Angestellten und im Militär betrieben. Es waren Schüler eines Duisburger Gymnasiums, die dann 1883 erstmals während der Schulnachmittage Fußball spielten. Als erster richtiger Fußballklub des Reviers gilt der Wittener FC von 1892. Lange waren englische Trainer eine begehrte „Ware“ für die ersten deutschen Klubs, waren Englandreisen der Vereine en vogue. Der Fußball begann also international und kosmopolitisch in Deutschland.

Es waren dann auch deutsche Juden, die in der Frühphase der Geschichte des Fußballs eine bedeutende Rolle als Funktionäre, Spieler und Journalisten spielten. Sie waren wie Gus Manning, der Gründer des Freiburger FC (Gründungsjahr 1897) oder der aus Freiburg stammende Mitbegründer des FC Bayern München (Gründungsjahr 1900) Joseph Pollack sowie Walter Bensemann, der Gründer und erste Chefredakteur des Fußballmagazins „Kicker“ (Gründungsjahr 1920) kosmopolitisch eingestellte Menschen, notorische Migranten, Weltbürger bzw. Europäer von Herkunft und Lebenszuschnitt. Ihr Beitrag bestand deshalb nicht nur im Kulturtransfer einer modernen Bewegungskultur aus England. Sie orientierten sich bewusst an der internationalen Sphäre des Sports, sahen in ihm ein Vehikel zur Überwindung von Klassenschranken und Völkergrenzen. Der welterfahrene, bohemienhaft lebende Bensemann bekannte sich ausdrücklich zu dieser Hoffnung: „Der Sport ist eine Religion, ist vielleicht das einzige wahre Verbindungsmittel der Völker und Klassen“.[139] Seine Zeitschrift, den „Kicker“, entwarf er als „ein Symbol der Völker-Versöhnung durch den Sport“.[140] Woher der Wind aber auch schon in

[139] Zit. nach Beyer 2003, S. 87.
[140] Ebenda S. 88.

den Chefetagen des deutschen Fußballs wehte, wurde an der Replik von Felix Linnemann deutlich, der damals im Vorstand des deutschen Fußballbundes ausgerechnet für internationale Beziehungen zuständig war. Der spätere DFB-Chef, der im Dritten Reich in die NSDAP und die SS eintrat, warf Bensemann 1923 vor: „Sie wissen ja selbst, dass Sie nicht nur in fremden Sprachen träumen, Sie fühlen leider nach meinem Empfinden auch zu stark in fremden Mentalitäten“.[141] Damit war klar, wie die Frontstellungen auch im modernen Sport verliefen. Unbeschadet davon spielte ein Fußballklub wie Tennis Borussia Berlin, dem bis 1933 in Deutschland die höchste jüdische Mitgliederzahl nachgesagt wurde, eine große Rolle bei der internationalen Resozialisierung des deutschen Fußballs nach dem Ersten Weltkrieg und der Unterstützung der Außenpolitik von Gustav Stresemann, der die Aussöhnung mit Frankreich suchte. Tennis Borussia spielte 1924 als erste deutsche Elf gegen eine Mannschaft des französischen „Erbfeindes“ und zwar gegen den „Club Française“ in Paris (3:1 für Tennis Borussia) und in Berlin (5:1).

Deutsche Juden wurden früh in die Nationalmannschaft berufen. Der erste jüdische Nationalspieler (1911), war der bereits erwähnte Julius Hirsch, der mit dem Karlsruher FV und der SpVg Fürth deutscher Meister geworden war. Ein Mitspieler in Karlsruhe war Gottfried Fuchs, der als Nationalspieler in Stockholm während der Olympischen Spiele 1912 beim legendären 16:0 gegen Russland zehn Tore schoss: bis heute deutscher Rekord. Fuchs emigrierte 1937 noch rechtzeitig in die Schweiz und von dort nach Frankreich und Kanada.

Neben dem Engagement einzelner Juden gab es aber, seit 1898 der Turnverein „Bar Kochba“ in Berlin gegründet worden war, eine nationaljüdische, zionistische Sportbewegung, die als Mak-

[141] Ebenda S. 90.

kabi-Bewegung international organisiert, in Deutschland teilweise am Spielverkehr der Fußballligen teilnahm oder unter sich blieb. Die Palette der jüdischen Sportverbände in der Weimarer Republik wurde durch den Verband jüdischer neutraler Turn- und Sportvereine „Vintus“ und die Klubs des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten „Schild“ ergänzt. Nach dem Beginn der Naziherrschaft 1933 trafen sich bei „Makkabi“ und „Schild“ die aus den deutschen Vereinen ausgeschlossenen Juden mit ihren bereits dort organisierten Genossen. Dies führte zu einer kurzen Blüte des jüdischen Sports in Deutschland ausgerechnet unter der NS-Herrschaft. Im Juli 1938 fand der letzte Vergleich zweier „Fußballverbandsauswahlen“ von „Schild“ und „Makkabi“ in Berlin vor 2000 Zuschauern statt. Nach dem Novemberpogrom am 9.11.1938 wurden alle jüdischen Vereine verboten. Die Geschichte des jüdischen Fußballs in Deutschland bildet damit alle Fraktionen der deutschen Juden zwischen Assimilation, Zionismus und kosmopolitischen Hoffnungen ab.

Im Ruhrgebiet finden sich dieselben verschlungenen Wege zwischen Assimilation und zionistischen Aktivitäten deutscher Juden im Fußball, die ein Ende in der Naziherrschaft und in den Vernichtungslagern fanden. In Wattenscheid gehörte der – wie Julius Hirsch – 1892 geborene Paul Cohn zu den Gründungsmitgliedern der späteren SG Wattenscheid 09. Der linke Verteidiger wurde im 1. Weltkrieg mit dem eisernen Kreuz Erster Klasse ausgezeichnet. Beim 25. Gründungsjubiläum des Vereins 1934 stand am Eingang bereits das Schild „Juden unerwünscht“ und Kohn durfte nicht teilnehmen. Er floh über Holland nach Brasilien und überlebte. Die ehemaligen Vorsitzenden der Hammer Spielvereinigung Paul Hirsch und Hugo Grünewald dagegen wurden im Holocaust ermordet.

Eine Hochburg jüdischer Fußballvereine im Ruhrgebiet war Gelsenkirchen, wo neutrale, zionistische und jüdische Fußballver-

eine des „Schild“ spielten. Zu den Förderern und Fans von Schalke 04 gehörten ebenfalls viele Juden. Der jüdische Metzgermeister Sauer pflegte bei Schalker Triumphen ein Schwein blau-weiß anzustreichen, das dann im Triumphzug mitgeführt wurde. Sauer finanzierte Ernst Kuzorra den Führerschein und stellte ihn als Fahrer ein – soviel übrigens zum Amateurstatus der Schalker Spieler und zum Mythos der unter Tage arbeitenden „Knappen“, denn der andere Schalker Star, Szepan, arbeitet bei der Herdfabrik Küppersbusch.

Über 40.000 Spieler jüdischer Herkunft wurden in der Nazizeit aus deutschen Fußballvereinen ausgeschlossen, viele starben in den Vernichtungslagern. Die Geschichte des jüdischen Sports und des weltoffenen deutschen Fußballs war damit für lange Zeit zu Ende.

An dieser Stelle sei der kontrafaktische Gedanke erlaubt, was aus dem deutschen Fußball wohl geworden wäre, wenn diese unruhigen, weltläufigen, polyglotten und dem internationalen Leben zugewandten Menschen nicht ermordet oder vertrieben worden wären. Ob die groteske Deutschtümelei vieler leitender Funktionäre und die fremdenfeindliche Flachköpfigkeit vieler „Fans“ sich so widerstandslos hätten entfalten können? Das Spiel kam durch Kulturtransfer und durch Migranten nach Deutschland und deutsche Juden spielten eine hervorragende Rolle bei seiner Entwicklung und Etablierung. Heute existieren übrigens wieder ein gutes Dutzend jüdischer Makkabiklubs in Deutschland, die auch am Ligenbetrieb des DFB teilnehmen. Der Makkabiverband ist wie der evangelische Eichenkreuzverband und die katholische deutsche Jugendkraft als Verband mit besonderer Aufgabenstellung Mitglied im Deutschen Sportbund. Zentren seiner Aktivitäten sind Frankfurt am Main und Berlin. Die deutschen Makkabisportler nehmen an den im olympischen Rhythmus in Israel stattfindenden Makkabiaden, den jüdischen olympischen Spielen

teil. In den letzten Jahren haben auch sie unter Fremdenfeindlichkeit und unter zunehmender antisemitischer Hetze auf den Sportplätzen zu leiden.

Einen anderen Weg – nicht den der Assimilierungsversuche – war von vornherein die neue ethnisch-nationale Minderheit der Polen in Deutschland gegangen, die seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts aus den Ostprovinzen des Reiches in Metropolen wie Berlin oder als Arbeitskräfte in das boomende Industriegebiet an der Ruhr zuwanderten. Repressive „Polenpolitik" im Zeichen von rabiaten Germanisierungsversuchen der Behörden bis hin zum Verbot der polnischen Sprache, Ablehnung durch die einheimische Bevölkerung, im Grunde die Verlängerung der im Osten virulenten Nationalitätenauseinandersetzung[142] zwischen Preußen-Deutschland und der polnischen Nationalbewegung führten im Revier zu einem rasanten Ethnisierungsprozess der polnischen Minderheit. In diesem Kontext entstanden seit 1889 in Berlin und seit 1899 im Ruhrgebiet polnische Sportvereine, sogenannte Sokolvereine[143], die mitnichten am sportlichen Verkehr mit deutschen Klubs interessiert waren und von diesen auch scharf im Gleichschritt mit den preußischen Behörden bekämpft wurden. Die Geschichte vom polnischen Bergarbeiter, der nach Feierabend mit den deutschen Kollegen im „Polacken- und Proletenklub" kicken geht, bleibt Legende und Futter für Sonntagsreden von Politikern, die die integrative Kraft des Sports beschwören müssen.

[142] Zum Verständnis der Zusammenhänge muss darauf hingewiesen werden, dass Polen vor dem Ersten Weltkrieg als Staat nicht existierte, sondern unter Russland, Österreich-Ungarn und Preußen-Deutschland aufgeteilt war. Im österreichischen Teilgebiet und im preußischen Teilgebiet operierte eine starke polnische Irredenta-Bewegung, deren integraler Bestandteil die polnische Sportbewegung war.

[143] Sokół, poln.=Falke.

Wie jede Legende, enthalten aber auch diese Geschichten einen historischen Kern, dem nachzugehen sich lohnt. Nach dem Ersten Weltkrieg entstanden im Zeichen des enormen „take off" des Fußballsports – 1914 hatte der Deutsche Fußballbund 190.000 Mitglieder, 1920 stieg die Zahl auf 470.000 – rasch Fußballabteilungen in den polnischen Sportvereinen. In den Jahren 1920/21 wurde schon in 52 Vereinen Rheinland-Westfalens Fußball gespielt und die Verbandszeitschrift der Polen druckte die Fußballregeln ab. Das erste Meisterschaftsspiel der polnischen Vereine fand am 18. Dezember 1921 in Recklinghausen zwischen den Sokolvereinen Linden und Castrop statt und endete 3:2 für Castrop. Aber immer noch war der Fußballsport eine innere Angelegenheit polnischer Vereine. Erst der zahlenmäßige Schrumpfungsprozess durch Rückwanderung in den neu errichteten polnischen Nationalstaat bzw. nach Belgien und Frankreich, verwies die Verbliebenen auf den Weg der Assimilation, die Umwandlung der Sokolbewegung im Jahre 1927 in den „Verband der Turn- und Sportvereine in Westfalen und dem Rheinlande". Die ersten Fußballwettkämpfe mit deutschen Vereinen fanden schon im selben Jahre statt. Anzunehmen ist – hier liegt ein Desiderat für weitere Forschung vor, dass in den zwanziger Jahren, in denen der Fußball im Ruhrgebiet die Lebenswelt der Arbeiterschaft prägte, viele Ruhrpolen in deutschen Vereinen Fußball spielten.

Mit dem FC Schalke 04, dem Gelsenkirchener Prototypen des „Polacken- und Proletenklubs beginnt allerdings eine ganz andere Geschichte. Zwischen 1934 und 1942 gewann Schalke sechsmal die deutsche Meisterschaft. Die Mannschaft war gespickt mit Spielern, die polnisch klingende Namen trugen, am bekanntesten die Nationalspieler Ernst Kuzorra und Fritz Szepan. Als Schalke 1934 die Meisterschaft zum ersten Mal gewann und vor der Kamera mit Hitlergruß posierte, höhnte die polnische

Presse „Polen Deutsche Fußballmeister“ und die Vereinsführung beeilte sich, das Gegenteil zu beweisen, nämlich, „dass die Eltern unserer Spieler sämtlich im heutigen oder früheren Deutschland geboren und keine polnischen Emigranten sind“.[144] Die Kontrahenten redeten dabei mit Eifer aneinander vorbei. Die Eltern der Schalker Spieler waren in der Mehrheit aus dem südlichen Ostpreußen stämmig, gehörten also per se nicht zu den polnischen Zuwanderern, sondern zum evangelischen, preußentreuen Kreis der Masuren. Die ethnische Gruppe der einen altpolnischen Dialekt sprechenden Masuren war ein Amalgam aus einer Mehrheitsethnie von Polen und assimilierten Deutschen, Hugenotten, Schotten und Salzburgern. Ihr Wanderungszentrum in Deutschland war Gelsenkirchen. Zwischen 1920 und 1940 sind 30 Spieler der Schalker Mannschaft als Masuren zu identifizieren, drei noch in Masuren geboren. Den Zeitgenossen und den meisten Nachgeborenen galten sie als „Polacken“ und dies war pejorativ gemeint. Kurios und gleichzeitig illustrierend ist die Klage des evangelischen Masurenseelsorgers Otto Rauch vor dem Ersten Weltkrieg beim Essener Landrat: „Abgesehen von anderen Persönlichkeiten sollten auch die Herren Lehrer in ihren Ausdrücken etwas vorsichtiger sein. Sie sollten die Kinder darauf hinweisen, nicht nur wie ungehörig und unchristlich es ist, die Masuren Polacken zu nennen. Die Masuren empfinden diese Bezeichnung als einen bitteren Schimpf. Auch mir ist es nicht angenehm, wenn mir die Kinder auf der Straße Polak oder Polakscher Pastor nachrufen“.[145] Bei Schalke spielte also der Kumpel „Schimanski“ nachweislich Fußball, wurde aber quasi mit falscher Identität statt Masure als „Polacke“ zur Legende. Die Schalker Spieler wurden im übrigen von den Nazis propagandistisch instrumentalisiert, das Ruhrgebiet war für die Rechten ein schwieriges Pfla-

[144] Zit. nach Lenz 2005, S. 248.
[145] Zit. nach Blecking 2001, S. 36.

ster, aber die Spieler profitierten auch. Fritz Szepan übernahm im Rahmen der sogenannten Arisierungen das jüdische Kaufhaus Julius Rhode am Schalker Markt. Der Klub, in dem politisch angepasste masurische Migranten in den ersten Jahren den Ton angaben, spielte auch späterhin und bis heute für die regionale Identität des Ruhrgebiets eine gar nicht zu überschätzende Rolle, für die Identität einer Region, die politisch keine Einheit bildet.

Während die deutschen Nationalsozialisten versuchten, aus den Erfolgen Schalkes und dem Ruhm seiner Starkicker politisches Kapital zu schlagen, wurden die polnischen Vereine verfolgt und bei Kriegsausbruch verboten. Aktivisten der polnischen Kulturbewegung auch des Sports wanderten in Konzentrationslager. Der Nationalsozialismus machte dem ethnischen Sport in Deutschland und der ganzen anderen bunten Palette des Weimarer Sports, zu der auch noch sozialistische und kommunistische Verbände sowie die religiös grundierten Klubs von Eichenkreuz und Deutscher Jugendkraft gehört hatten, ein gewaltsames Ende und gründeten eine Einheitssportorganisation.

Die Geschichte des ethnischen Sports in Deutschland wurde nach dem Zweiten Weltkrieg in der ethnisch homogenen Bundesrepublik verdrängt, wie auch die Geschichte des multinationalen preußisch-deutschen „Empire“ zugunsten einer nationalen Erzählung verdrängt wurde. Die Sportgeschichte beteiligte sich an derselben „Autosuggestion der Geschichtslosigkeit“, von der der Freiburger Historiker Ulrich Herbert im Kontext der Ausländerdebatte gesprochen hat. Die Illusion des ethnisch homogenen Nationalstaates prägte auch die Erinnerungspolitik. Die Erinnerungspolitik des Deutschen Fußballbundes ist dabei ein besonderes Kapitel, dem ich hier nicht weiter nachgehen kann; nur soviel: In der 1954 publizierten offiziellen Geschichte des Deutschen Fußballbundes heißt es über die genannten Vorgänge: „Die Männer, die bisher die Leiter des DFB waren, fanden auch nach

dem politischen Umbruch seitens der, nunmehr zur Leitung des Sports berufenen Personen das Vertrauen, weiterhin die Geschicke des Fußballsports zu lenken. Viele Schranken und Hemmnisse für die Entwicklung des Fußballsports fielen, weil das jetzt herrschende System sie wegräumte. Damit entfiel auch manches Problem, das in den letzten Monaten sich besonders zugespitzt hatte“.[146] Kein Wort über Ausschluss, Deportation und Ermordung so vieler jüdischer Fußballer.

Diese historische Leerstelle im Bewusstsein von Funktionären Sportpolitikern und Verbänden trug dazu bei, dass die ethnischen Vereinsgründungen im Zuge der neuen Zuwanderung seit 1955 als Provokation verstanden wurden oder überhaupt nicht zur Kenntnis gelangten. Von den Zuwanderern wurde die Einzelmitgliedschaft in den Vereinen des Deutschen Sportbundes der neuen Einheitssportorganisation erwartet, entsprechend dem Rotationsprinzip auf der gesellschaftlich-politischen Ebene, das ihre Rückwanderung in die Heimat unterstellte.

Die gesellschaftliche Realität war aber eine ganz andere. Insbesondere die türkische Ethnie, die mit ca. 2 Millionen Menschen bis heute die größte Gruppe unter den Zuwanderern zählt, entwickelte alle Acessoires einer ethnischen Minderheit mit Community-Bildung in den großen Städten und einem Netzwerk von Organisationen, zu denen zentral und mit hoher Bedeutung für die Community türkische Fußballklubs gehören. Die männliche Domäne Fußball ist das große strukturierende Element für den männlichen Teil der türkischen Minderheit in Deutschland: „Auch wenn 20.000 Türken Mitglieder der SPD und die meisten türkischen Arbeitnehmer gewerkschaftlich organisiert sind – im Fußball sind sie aktiv wie in keinem anderen Teil der Gesell-

[146] Zit nach Eggers 2003, S. 216f.

schaft“.[147] Die Klubs stellen offensichtlich Möglichkeiten zur Identitätsfindung in der Community, zur Sozialprävention sowie Sozialkontrolle und zur Repräsentation in der sportlichen Auseinandersetzung mit deutschen Klubs in den Ligen bereit. Denn nach ersten Versuchen mit einem Ausländerpokal in Nordrhein-Westfalen zwischen 1966 und 1972 und ethnischen Sonderstaffeln, die in Württemberg bis zur Spielzeit 1991/92 existierten, nehmen ethnische Klubs heute am Ligenbetrieb des Deutschen Fußballbundes teil. Teilweise mit eindrucksvollem Erfolg. Türkiyemspor, der „Stolz der Berliner Türken“ war 1986 Pokalsieger und stieg innerhalb von sechs Jahren aus der Kreisklasse in die höchste Amateurklasse auf (Informationen im Net unter http://home.arcor.de/tuerkiyemspor/). Die einzige überregionale Veranstaltung der türkischen Vereine ist der von der türkischen Botschaft gestiftete Atatürk-Pokal.

Im Zuge von Ethnisierungsprozessen, die verstärkt seit der deutschen Vereinigung zu beobachten sind, wächst die Zahl türkischer Vereine. In den Städten des Reviers sind heute 10-15 % der Mannschaften ausländische Klubs, die allerdings in seltenen Fällen sogar alte deutsche Vereinstraditionen fortsetzen wie der FC Saloniki Essen, der schon 1912 als Essener FV gegründet wurde. Die Funktionen der Vereine habe ich bereits genannt, sie berühren häufig die Grauzone zwischen Sport, Politik, Kultur und ethnischer Identität. Der Spieler Çoskun Tas, der schon 1959, also vor dem Beginn der türkischen Erwerbsmigration, als Fußballer aus der Türkei zum Spitzenklub 1. FC Köln wechselte, drückt das so aus: „Weswegen sie gegründet worden sind, das ist wichtig: Es ist eine Art der Anerkennung, dass sie mal zusammen sind, dass sie eine Mannschaft erstellen. Und dass sie gegen eine andere Mannschaft in der Liga kämpfen. Und das ist mehr oder

[147] Biermann 1993, S. 6.

weniger eine Anerkennung eigener Identität“[148] – oder Gökan Yildizan von Istanbulspor aus dem Kölner Kreis: „ In türkischen Vereinen ist das ganz anders, egal ob du Kreisliga C spielst oder oben in der Bezirksliga. Da ist es wärmer, die Freundschaft ist besser. Das brauchen Spieler. Die Freundschaft ist ganz anders bei uns als in den deutschen Vereinen“.[149] Der Spielverkehr funktioniert im Übrigen nicht konfliktfrei und die Diskussion ist im Kontext gesellschaftlicher Diskurse um politischen Islam und Parallelgesellschaft härter geworden. Auf der anderen Seite sind Bemühungen des organisierten Sports zur Akzeptanz der Vereine und ihres Beitrags zur Identitätsförderung junger Erwachsener und ihrer sozialen Einbindung zu erkennen. Nach über 100 Jahren Zuwanderungsgeschichte scheint auch die Politik bereit, Deutschland als Einwanderungsland zu akzeptieren und zu benennen. Die Geschichte des ethnischen Sports in Deutschland ist deshalb auf jeden Fall noch nicht zu Ende.

Einen Sonderfall unter den Sportmigranten stellen die ausländischen Profifußballer in Deutschland dar. Bei Gründung der Bundesliga 1963 gab es fünf Ausländer im deutschen Vertragsfußball – 35 Jahre später waren von 449 Profis 186 Ausländer, das sind 41 %, heute sind es über 60%, Tendenz steigend. Die Nationalitäten folgten politischen, ökonomischen und modischen Trends. Es gab jugoslawische, dänische, osteuropäische und afrikanische Wellen. Was in diesem Bereich geschieht, kann man kritisch als Entfaltung eines rücksichtslos globalisierten Fußballmarktes interpretieren, man kann es aber auch wie der Soziologe Detlev Claussen in seinem Buch über den kosmopolitischen ungarischen Trainer Béla Guttmann positiver interpretieren: „Fußball lebt von der Gegenwart des gespielten Augenblicks. Mit je-

[148] Ebenda, S. 16.
[149] Ebenda, S. 17f.

dem Anstoß keimt die Hoffnung auf, daß etwas anderes eintreten wird als das Erwartete. Deswegen zieht der Fußball auch Kräfte an, die vom Spiel etwas anderes erwarten als die Bestätigung der etablierten Ordnung. Die Professionalisierung des Spiels hat es ermöglicht, daß immer mehr mitspielen können, die am Anfang nicht dazu gehörten – Arbeiter, Juden, Immigranten, Abkömmlinge von Sklaven. Für sie ist der Fußball mehr als die wichtigste Nebensache der Welt; er verspricht ein anderes Leben."[150] Dies ist der Januskopf des Profisports, der hier aufscheint. Es ist Aufgabe des politischen und des wissenschaftlichen Engagements Philosophien und praktische gesellschaftliche Konzepte für eine Realisierung dieser fortschrittlichen Interpretation zu entwickeln.

In Deutschland gibt es dabei im Gegensatz zu dem Nachbarn Frankreich, der mit einer multikulturellen Mannschaft 1998 Weltmeister wurde, eine nachdenkenswerte, weil schwer begreifliche Entwicklung. Es gibt inzwischen insbesondere in der U-21, aber auch in der Männer-Nationalmannschaft, zahlreiche Profis mit Zuwandererhintergrund: Lukas Podolski, Lukas Sienkiewicz, beide aus Köln, der Gladbacher Eugen Polanski und der Hamburger Piotr Trochowski haben polnische Eltern, Miroslaw Klose ist polnischer Herkunft und hat die doppelte Staatsangehörigkeit, Kevin Kuranyi wurde in Rio geboren, Gerald Asamoah in Ghana, Nando Rafael in Angola, Patrick Owomoyela wurde in Hamburg geboren, doch der Vater kommt aus Nigeria, wo Teile der Familie leben. Aber es gibt unter der größten ethnischen Minderheit in Deutschland, den zwei Millionen Menschen mit türkischem Migrationshintergrund bisher nur einen Nationalspieler türkischer Abstammung: Mustafa Dogan erhielt 1999 unter Trainer Erich Ribbeck zwei Einsätze von insgesamt 50min. Dabei ist

150 Claussen 2006, S. 133f.

Fußball in der Türkei Volkssport und innerhalb der türkischen Minderheit die dominierende Sportart. Bisher entschieden sich alle türkischstämmigen Talente von Yildiray Bastürk über die Brüder Altintop bis zu Megatalent Nuri Sahin, dem Arsène Wenger eine große Zukunft verspricht, für die türkische Nationalmannschaft. M. E. reflektiert dieses Ergebnis den prekären Stand der Beziehungen zwischen deutscher Mehrheit und türkischer Minderheit in Deutschland: die über weite Strecken, verletzende, ausgrenzende und respektlose Behandlung der türkischen Ethnie in Deutschland, die ihre hochtalentierten Fußballer nicht dazu verführt, in der deutschen Nationalmannschaft anzutreten. Wenig hilfreich dürfte auch der weiter schwelende Rassismus auf deutschen Fußballplätzen sein. Das letzte Beispiel ist die Farce um den nigerianischen Abwehrspieler Ogungbure vom FC Sachsen Leipzig, der von der Polizei, die unwillig und unfähig war, ihn zu beschützen, angezeigt wurde, weil er dem Mob, der ihn rassistisch beschimpfte und bedrohte, den Hitlergruß zeigte.

Literatur

Beyer, Bernd-M. (2003a), Walter Bensemann – ein internationaler Pionier, in: Schulze-Marmeling 2003, S. 82-100.

Biermann, Christoph (1993), „Sonntag ist unser Tag“, Völkerverbindender Sport? Türkische Fußballer in Deutschland, Sendemanuskript WDR Köln.

Blecking, Diethelm, (2001) Polen-Türken-Sozialisten, Sport und soziale Bewegungen in Deutschland, Münster.

Claussen, Detlev, Béla Guttmann, Weltgeschichte des Fußballs in einer Person, Berlin 2006.

Dahlmann, Dittmar / Kotowski, Albert S. / Karpus, Zbigniew (Hrsg.) (2005), Schimanski, Kuzorra und andere, Polnische Einwanderer im Ruhrgebiet zwischen der Reichsgründung und dem Zweiten Weltkrieg. Essen.

Eggers, Erik, Eine Oase im NS-Sturm? Der DFB und die Vergangenheit, in: Schulze-Marmeling 2003, S. 216-228.

Lenz, Britta (2005), „Polen deutsche Fußballmeister“? – Polnischsprachige Einwanderer im Ruhrgebietsfußball der Zwischenkriegszeit, in: Dahlmann, Dittmar / Kotowski, Albert S. / Karpus, Zbigniew 2005, S. 237-250.

Schulze-Marmeling, Dietrich (Hrsg.) (2003), Davidstern und Lederball, Die Geschichte der Juden im deutschen und internationalen Fußball, Göttingen.

Skrentny, Werner (2003a), Julius Hirsch – der Nationalspieler, der in Auschwitz starb, in: Schulze-Marmeling 2003, S. 115-122.

Ther, Philipp, (2005), Soll und Haben, Warum das deutsche Reich kein Nationalstaat war, in: Le Monde diplomatique, Mai 2005, S. 16-17.

Reihe
Politik und Geschichte
im Karl-Marx-Haus

Heft 1: Stephan Malinowski, Vom König zum Führer, Zum Verhältnis von Adel und Nationalsozialismus, Trier 2004 (23 S.)

Heft 2: Karl Marx – Neue Perspektiven auf sein Werk, Trier 2005, (64 S.)

Heft 3: Rainer Hudemann, Mariannes und Michels Erbfreundschaft? Deutschland und Frankreich seit 1945, Trier 2005 (32 S.)

Heft 4: Neueröffnung des Karl-Marx-Hauses Trier, 9. Juni 2005, Viehmarktthermen Trier, Trier 2005 (40 S.)

Heft 5: Christoph Henning, Narrative der Globalisierung. Zur Marxrenaissance in Globalismus und Globalisierungskritik, Trier 2006, (44 S.)

Heft 6: Matthias Küntzel, Islamismus und Nationalsozialismus. Gibt es einen Zusammenhang?, Trier 2006 (23 S.)

Heft 7: Hartmut Soell, Herbert Wehner – Ein Leben in den Krisen des 20. Jahrhunderts

Alle Hefte sind im Volltext im Internet abrufbar unter
http://library.fes.de/history/gpg-kmh.html

Das Geburtshaus von Karl Marx (1818-1883) gehört zu den besonderen Sehenswürdigkeiten der Stadt Trier. Das von der Friedrich-Ebert-Stiftung getragene barocke Bürgerhaus präsentiert eine Dauerausstellung zu Leben, Werk und Wirkung von Karl Marx und Friedrich Engels. Im nahegelegenen Studienzentrum steht zusätzlich eine große Spezialbibliothek zur Verfügung. **www.fes.de/karl-marx-haus**

ISSN 1860-8280
ISBN 10: 3-89892-572-2
ISBN 13: 978-3-89892-572-3